Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 9 — Gotha, 6. Mai 1926 — 40. Jahrgang

Inhalt: Göttliche Traurigkeit [Sp. 417] — Die Schwelle der Religion (Berggrav) [Sp. 417] — Die Reform des theologischen Studiums (Greifswald) [Sp. 422] — Religion und Wirtschaft (Wünsch) [Sp. 428] — Amerikanische Reiseeindrücke. 6. Kirche und Oeffentlichkeit: bisherige Entwicklung [Sp. 434] — Die Lage der Herrnhuter Mission. 2. Der Blick auf die Felder [Sp. 437] — Eine werdende Welt. 5. Deutscher und evangelischer Wiederaufbau in Palästina und Aegypten [Sp. 442] — Friedrich Lienhard [Sp. 447] — Rudolf Kögel in seinem dichterischen Selbstzeugnis [Sp. 452] — Gedächtnisfeier für Johannes Lepsius [Sp. 454] — Bücher und Schriften: Das wiedererstehende Babylon (Koldewey); Quellen des Richterbuches (Eißfeldt); Bündnerische Reformationsgeschichte (Kamenisch); Der Methodismus (Nuelsen, Eisele, Sommer); Persönliches Erlebnis protestantischer und katholischer Frömmigkeit (Zezschwitz); Christliche und philosophische Weltanschauung (Stange); Einblicke und Ausblicke (Bithorn); Wahrheit und Irrtum in der Geschlechterpsychologie (Baerting); Willensfreiheit beim Rechtsbrecher (Loofs); Deutsche Lyrik seit Herder (Ermatinger); Goethes religiöses Erleben (Neubauer); Jean Paul (Harich und Alt); Der kleine Brockhaus [Sp. 455] — Der Zusammenschluß [Sp. 460] — Zur wirtschaftlichen und sozialen Lage [Sp. 462] — Wöchentliche Chronik [Sp. 465] — Verschiedenes: Freunde der evangelisch-christlichen Einheit; Evangelisch-Sozialer Kongreß; Bund für Gegenwartchristentum; Kleine Mitteilungen [Sp. 466] — Versammlungskalender — Anzeigen

Göttliche Traurigkeit

Die göttliche Traurigkeit wirket zur Seligkeit eine Reue, die niemand gereuet; die Traurigkeit aber der Welt wirket den Tod.
1. Kor. 7, 10

In der Bibel ist die Rede von einer Freude, die nicht von uns genommen werden soll, von einer Hoffnung, die nicht zu Schanden weden läßt, von einer Traurigkeit, die niemanden gereuet. Das sind große Worte.

Diese Traurigkeit, die wir nimmermehr beklagen und bereuen werden, heißt eine göttliche. Offenbar doch darum, weil sie der Traurigkeit gleich oder doch verwandt ist, die Gott hat. Unsre unlebendige, abstrakte Vorstellung von Gott weiß nichts von Traurigkeit in Ihm. Warum soll er nicht traurig sein? Wie könnte er selig sein, ohne die Traurigkeit zu kennen? Die Bibel weiß wohl von Traurigkeit Gottes. (Hesekiel 33, 11. Luther und Erasmus über diese Stelle!) Sie weiß sogar von Reue Gottes. (Psalm 106, 45. Amos 7, 3 und 6.) Man sage nicht: Das steht nur im Alten Testament. Wie viel zürnt Gott auch im Neuen Testament! (Röm. 3, 5. 1, 18 und oft.) Wer zürnt, den reut auch wieder seines Zorns. Wenn er die Liebe ist. Unser Gott ist ein eifriger, leidenschaftlicher Gott (2. Mos. 20, 5).

Und kurzum: göttliche Traurigkeit ist eine Traurigkeit, wie auch Gott sie kennt und hat. Die ist unser! Die können und dürfen wir auch haben. Alle unsre Traurigkeit soll eine göttliche sein.

Aber wenn wir über unsre Sünde traurig sind?

Gerade diese Traurigkeit, das Weh der Reue, nennt Paulus göttlich. Worin mag da die Verwandtschaft mit der Leidenschaft Gottes wohl liegen?

Der Apostel sagt es ja deutlich. In der Wirkung zur Seligkeit. Die Traurigkeit der Welt hat nichts Leben schaffendes in sich. Sie bringt nichts weiter fertig, als daß sie uns das Grab gräbt. Sie steht im Dienste des Todes.

Echte christliche Traurigkeit, gleichviel ob sie über die Sünde, oder über Jammer und Not Leid trägt, ist darin göttlich, daß sie Seligkeit wirkt. „Gott ist in ihr darinnen"; darum ist sie göttlich, und darum wendet sie, auch unter den größten Schmerzen, ihr Antlitz der beglückenden Aussicht eines ewigen Zieles zu. R

Die Schwelle der Religion

Eivind Berggrav: Religionens Terskel. Et bidrag til granskningen av religionens sjelelige frembrud.
Die Schwelle der Religion. Ein Beitrag zur Erforschung des seelischen Durchbruchs der Religion. Kristiania, Aschehoug, 1924. 243 S. 11 Kr.

Unter diesem Titel hat der norwegische Pfarrer D. Berggrav ein religionspsychologisches Buch geschrieben, das auch in Deutschland bekannt zu werden verdient. Der Verfasser ist langjähriger Schriftleiter der im ganzen Norden angesehenen Zeitschrift Kirke og Kultur (Kirche und Kultur), die man in ihren Charakter etwa mit der Christlichen Welt vergleichen könnte. Berggrav hat, wie es in Norwegen vielfach üblich ist, verschiedenartige Stellungen innegehabt und also das Leben und die Menschen von verschiedenen Seiten angesehen. Er war als Kandidat Sekretär des norwegischen christlichen Studentenbundes, dann Volkshochschulleherr und Volkshochschuldirektor, darauf Landpfarrer in der Nähe von Oslo und ist jetzt in der Hauptstadt Gefängnisgeistlicher am Zuchthaus. Daneben ist er der Schöpfer und Leiter einer großen idealistischen Jugendbewegung.

Nachdem Berggrav im Kriege bereits ein religionspsychologisches Buch geschrieben hat: „Kriegerleben und Religiosität", das ins Schwedische und Finnische übersetzt wurde und für uns Deutsche besonders interessant noch deswegen ist, weil es auf Beobachtungen an der deutschen Front und im kriegführenden Deutschland aufgebaut ist, hat er nun seine langjährigen Studien auf dem religionspsychologischen Gebiete in einem wissenschaftlichen Werk niedergelegt, das im Norden ein gewisses Aufsehen erregt hat. Edvard Lehmann z. B. schreibt am Schluß einer längeren Besprechung: „Man kann sicher ohne Übertreibung diesem Buche eine bleibende Bedeutung für die Behandlung dieses Problems beimessen, das wohl eigentlich hier zum ersten Male in seiner vollen Reichweite aufgerollt ist. Aber gerade deswegen geht es weit über das eigentlich Religionsphilosophische hinaus. Es greift tief hinein in das Menschenleben, und der stark beleuchtete Mittelpunkt wirft Reflexe über weite Gebiete des Geisteslebens. Man wird immer wieder überrascht von der Fähigkeit des Verfassers, in wenigen Zeilen, oder mit wenigen Worten eine Aussicht zu eröffnen, wo man vorher nichts sah, oder für bereits Bekanntes neue Ausdrucksformen zu finden. Er hat das Problem von so vielen Seiten beleuchtet: erkenntnistheoretisch, psychologisch und historisch und mit einem solchen Reichtum von Beobachtungen aus dem religiösen Leben und der Literatur, daß es zu einem Durchleben der Sache und tatsächlich zu einem Erleben von etwas Neuem führt, wenn man dieser eingehenden und oft schwierigen Untersuchung folgt."

Da der deutsche Leser einstweilen das Buch nicht selbst lesen kann — ich meine allerdings, es müßte übersetzt werden —, möchte ich hier vor allem eine wenn auch kurze Übersicht über die Grundgedanken mitteilen, wesentlich nach einer Zusammenfassung des Inhaltes, die der Verfasser selbst gelegentlich seiner kürzlich abgehaltenen Doktordisputation gegeben hat.

Berggrav geht von der alten Zweifelsfrage aus: Wo ist der Ursprung der Religion im menschlichen Seelenleben? und untersucht zunächst die alten Antworten von Hume (Furcht) und Feuerbach (Wunsch), denen er Schleiermacher gegenüberstellt. (Kap. 1: „Eine Ausgeburt der Furcht?") Im Gegensatz zu diesem — oder vielleicht besser in Weiterführung seiner Gedanken versucht er die Religion mit dem allgemeinen menschlichen Seelenleben zu verknüpfen. Er untersucht zu diesem Zwecke zunächst den Unterschied zwischen der Tier- und Menschenseele. (Kap. 2: „Was fehlt in der Tierseele?") Von hier aus sucht er dann einzudringen in das Geheimnis der letzten Triebkräfte alles menschlichen Geisteslebens überhaupt, also nicht nur der religiösen Grundtriebe. Auf dem Wege einer straffen und klaren psychologischen Analyse und Beweisführung gewinnt er als zentralen Grundtrieb im menschlichen Geistesleben eine Tendenz, gegen alles anzugehen, über alles vorzudringen, was einengt, versperrt, eine Tendenz, gegen und über die Grenzen zu gehen. (Kap. 3: „Die grenzüberschreitende Tendenz.") Dieser Grundtrieb wird nun auf allen Hauptgebieten des menschlichen Geisteslebens als das letzte movens aufgesucht und nachgewiesen:

Vom Denken und Forschen hat Professor N. Wille einmal gesagt, es sei, als ob wir durch eine Mauer am Horizont eingeschlossen sind, und nun setzen wir alle unsere Kräfte ein, um sie zu durchbrechen. Aber jenseits der Mauer finden wir nicht nur neues Land, sondern auch neue Mauern. So brechen wir ein ums andere Mal durch, und immer arbeiten wir aus vollen Kräften daran, die Grenze zu durchbrechen, die uns gerade umschließt. Aus der Welt der Philosophie lautet dieselbe Erfahrung in Höffdings Worten: Die Lösung eines Problems bedeutet stets, daß sich neue Probleme bilden, neue Horizonte auftun. Der Gedanke hämmert auf die versperrende Felswand los. Das ist seine Verzweiflung und zugleich sein Adel. Der Nerv des Denkens ist eine Tendenz zu Grenzüberschreitung. Der Mensch ist ein Kind der Grenze, er kann nicht leben ohne Grenzen (Horizonte), aber er kann auch nicht leben, ohne danach zu streben, über die Grenzen hinüberzuschreiten. (Kap. 4: „Gedanke und Tendenz.")

Auf dem Gebiete der Lebensführung und ihrer Ideale, der Ethik, beobachten wir dasselbe; wir können niemals dabei stehen bleiben, daß wir fertig oder gut genug sind so, wie wir sind. Mit Cromwells Worten: Wenn wir nicht darnach streben, besser zu werden, hören wir auf, gut zu sein. (Kap. 5: „Das Motiv der Moral.")

In der Kunst beobachten wir die grenzüberschreitende Tendenz in dem Drang nach Öffnung von Perspektiven, die der Lebensnerv der Kunst ist. Leonardo da Vinci hat das sehr launig illustriert, wenn er als Mittel zu künstlerischer Inspiration empfiehlt, auf die Innenseite einer Mauer mit Löchern oder hinter einen Steinwall mit Ritzen zu gehen. Wenn die versperrende Grenze die Möglichkeit eines Ausgucks zu einer Grenzüberschreitung bietet, da kommt Leben in das Gemüt. Da wird der „Zeugungsdrang" geweckt, wie Sokrates es bezeichnen wollte. Gerade im Schaffen der größten Künstler spürt man vielleicht am deutlichsten den schmerzlichen Kampf um die Gestaltung einer Idee, die über ihr Vermögen hinausliegt. In diesem Kapitel merkt man besonders deutlich Kantischen Einschlag. (Kap. 6: „Die Kunst und die Seele.")

So allgemein und so einfach, oder wenn man will: so tief zentral ist diese Tendenz auf Grenzüberschreitung, da sie von den primitivsten Völkern an bis hinein in unsere hochentwickelte Kultur nachgewiesen werden kann. Der Drang zur Grenzüberschreitung ist die Auftriebskraft in aller unserer Kultur. Wo er geschwächt wird, kommt es unweigerlich zu Stagnierung. (Kap. 7: „Die Kindesseele der Menschheit. [Die primitiven Völker.]")

Dieser Grundtrieb ist nun aber nicht beschränkt auf die einzelnen Gebiete unseres menschlichen Seelenlebens. Er ist nicht das Produkt des Denkens oder Willens; er ist vielmehr das, was von innen heraus beides in Bewegung setzt. Er ist der Lebensgrundtrieb in der Persönlichkeit selbst, die Gedanken hat und sich Ziele setzt. Gleichzeitig ist er nicht etwas, was die Persönlichkeit sich vornehmen kann zu haben oder nicht zu haben. Er bestimmt vielmehr selbst die Persönlichkeit, er ist ein Teil der Wirklichkeit, die das Wesen unseres Ich ausmacht. Es ist unser eigentliches Schicksal, daß wir zum Leben in Grenzen und zu Grenzüberschreitung bestimmt sind.

Daher sehen wir, daß dieser Grundtrieb nicht nur auf den Gebieten des Denkens und Wollens oder der Kunst wirksam ist, sondern auch da, wo die Persönlichkeit sich um sich selbst sammelt, sich in sich selbst als Direktionszentrum konzentriert. Hier, in dem eigentlichen Kernpunkt unseres Lebens äußert dieser Trieb sich als Drang über die Grenzen des eignen Ich hinauszukommen. Ebenso wie nun der Gedanke vorwärts strebt und Kontakt sucht mit dem Gedankenverwandten jenseits der versperrenden Grenze: „Gedanke sucht Gedanke" — und immer höheren Gedanken bis hinein in das Himmelstrebende, so strebt das Ich nach Kontakt mit dem Ichverwandten, das hoch erhaben ist über unserem eigenen Ich. Und ebenso wie das Denken erst dann seine eigene Bestätigung erlebt, wenn es nach der Berührung mit dem Höchsten greift, was dem Denken verwandt ist, ebenso erlebt die Persönlichkeit erst ihre Bestätigung, indem das Ich nach der erhaben-verwandten Ich-Macht greift, die James the Great Companion genannt hat, und von ihr ergriffen wird. (Kap. 8: „Das Ich-Erlebnis.")

Und hier nun also liegt die Schwelle der Religion. Die Keimzelle der Religion liegt in demselben Lebensgrundtrieb, der die Vorbedingung alles Aufstieges in der menschlichen Geschichte ist. Die Religion hat ihren Ort im Zentrum des Lebens, nicht an seiner Peripherie. Auf die Dauer werden daher die Äußerungen des Lebensgrundtriebes im Zentrum entscheidend sein für seine Fähigkeit, die äußeren Gebiete, z. B. des Denkens, der Kunst und der Kulturentwicklung zu befruchten. Die Religion abkoppeln wollen heißt daher die Schlagadern unterbinden, die die Verbindung dieser Organe mit dem Herzen selbst herstellen.

Es fragt sich, ob dieser Grundtrieb wirklich so tief, so einfach und zentral ist in den verschiedenen Äußerungen unseres Geisteslebens, wie Berggrav behauptet. Ist er das nicht, so kann er auch nicht zentral sein für die Persönlichkeit selbst. Höchstens kann da diese Idee einige vielleicht fruchtbare Gesichtspunkte für die Kulturarbeit geben.

Zweitens ist das Entscheidende, ob das innerste Wesen unserer Persönlichkeit richtig bestimmt ist. Wir können wissenschaftlich die Frage nicht lösen, ob die Seele existiert. Wir können hier (Kant!) nichts für einander beweisen; wir können nur uns selbst überzeugen. Worüber wir jedoch allgemeingültig miteinander sprechen können, das sind die Phänomene, in denen sich die Seele zu äußern scheint. Und hier meint Berggrav nun, daß die Äußerungsformen der Seele den bestimmenden Einfluß davon verraten, daß sie ein Kind der Grenze ist, eingestellt auf ihre eigene Wirklichkeit und gleichzeitig über sie hinausgezogen, um damit ihre innerste Bestimmung zu erfüllen. (Kap. 9: „Wo beginnt die Religion?")

Wenn das richtig ist, so führt es an die Schwelle der Religion. Nicht hinüber. Denn weiter als bis an die Schwelle kann eine schlüssige Gedankenreihe uns nicht führen. Sie überschreiten kann nur der religiöse Akt, der etwas Persönlich-Individuelles ist und niemals etwas Anderes sein kann. Die Wissenschaft gilt für alle gemeinsam, die Religion gilt nur für den Einzelnen da, wo er seine Erfahrung macht. An die Schwelle der Religion

können wir miteinander gehen, darüber muß Jeder für sich schreiten. „Die Religion ist eine einmalige Erscheinung" (W. Herrmann). Aber die psychologische Wissenschaft kann beschreiben, was der religiöse Mensch erlebt zu haben meint, und sie kann untersuchen, ob das zu passen scheint und in der Verlängerungslinie der Spuren liegt, die an die Schwelle führen. Davon handelt das Schlußkapitel. (Kap. 10: „Der religiöse Akt.")

Das Ziel des Buches ist zu zeigen, daß die Religion, wenn sie auch etwas völlig Persönliches und Eigenartiges ist, doch nicht als etwas von dem übrigen Kultur- und Geistesleben Losgerissenes für sich bei Seite steht. Im Gegenteil, die Religion ist das eigentliche Auftriebszentrum in der Totalität des menschlichen Lebens, sie ist auf das Engste mit allen seinen Äußerungen verbunden. Aber andererseits wird ihre volle Selbständigkeit klargestellt. Sie ist das Souveräne im Geistesleben. Schleiermacher sagte, die Religion habe „ihre eigene Provinz im Gemüt" und wohne nicht bei Anderen zur Miete. Berggrav unterstreicht das, fügt aber hinzu, daß diese eigene Provinz die Reichshauptstadt selbst ist. Nicht nur ist also Religion keine Einbildung und Phantasie, sondern ihre Wurzeln liegen vielmehr so tief wie der Urgrund unseres Wesens selbst. Die Religion hat ihren Ursprung in der psychisch-biologischen Grundlage unseres ganzen Lebens und Daseins als denkende Wesen — unsere Adelsbestimmung ist die Keimzelle der Religion.

Will man dem Buche Berggravs seine Stelle in der wissenschaftlichen Erforschung des Wesens der Religion anweisen, so muß man zunächst sagen, daß Berggrav an Schleiermacher anknüpft, aber über diesen insofern hinausgeht, als er den Versuch unternimmt, mit den Mitteln der wissenschaftlichen Fachpsychologie das Ganze aufzubauen. Von James unterscheidet ihn, daß er nicht die extremen, abnormen Erscheinungsformen der Religion aufsucht, sondern aus einer Fülle von Beobachtungen, eigenen und aus umfassender Lektüre geschöpften, den Verlauf und die Art des normalen religiösen Lebens konstruiert. Am engsten treffen seine Linien mit Otto zusammen. Während aber Otto die Religion mehr insular betrachtet, bemüht sich Berggrav gerade, die Verbindung mit dem übrigen seelischen Leben des Menschen herzustellen. Er sucht das Triebhaft-Gemeinsame auf, ohne daß dadurch die einzigartige Stellung der Religion beeinträchtigt wird.

Die Besonderheit des Buches liegt nach der methodischen Seite darin, daß es vor allem fachpsychologisch orientiert ist, was z. B. auch darin zum Ausdruck kam, daß die Universität Oslo Berggrav bei seiner Doktordisputation, in der nach norwegischem Brauch die Doktorabhandlung öffentlich verteidigt werden muß — und die nebenbei bemerkt, 4½ Stunde dauerte und außergewöhnlich lebhaft und interessant war —, als ersten Opponenten einen medizinischen Fachmann bestellte. Inhaltlich liegt das Originale in der Herausarbeitung des Begriffs der „grenzüberschreitenden Tendenz". Dieser Gedanke ist neu, wenigstens meines Wissens früher nie in dieser Prägnanz fixiert; nur in Windelbands Skizze „Das Heilige" findet sich ein ähnlicher Gedanke.

Ganz besonders möchte ich die Form der Darstellung hervorheben. Berggrav hat eine in der wissenschaftlichen Produktion im allgemeinen und der theologischen im besonderen leider sehr seltene Begabung einer fesselnden Sprache und geistvollen Gedankenführung. Es ist mir auch sonst an ihm immer wieder eine merkwürdige Verbindung von Klarheit und Anschaulichkeit des Redens und Schreibens aufgefallen. Bilder und Pointen, verblüffend formulierte Gipfelsätze, durchsichtiger Aufbau. Wenn man ein Buch oder einen Aufsatz Berggravs einmal zur Hand genommen hat, legt man ihn nicht so leicht wieder weg. Er hat ja schon als Gymnasiast begonnen sich journalistisch zu betätigen, und wenn ihm die Universität Lund vor einem Jahre den theologischen Ehrendoktor verlieh, so war das vor allem auch eine Anerkennung seiner Wirksamkeit als Schriftleiter der Zeitschrift „Kirche und Kultur" und seiner unzähligen Zeitungs-Aufsätze. Daß er nun seine außergewöhnliche Darstellungsgabe in den Dienst eines fundamentalen religionswissenschaftlichen Problems gestellt hat und eine große Belesenheit und Schulung — ein skandinavischer Kritiker sagt: deutsche Schulung — des Denkens, sowie einen außergewöhnlich feinfühligen psychologischen Spürsinn mit seinem fesselnden Stil vereint hat, gibt dem Buche eine über die Fachkreise hinausgehende Bedeutung.

Ich verspreche mir für die Kreise der religiös bewegten Gebildeten aller Stände viel von dem Buche. Gerade in das religiöse Suchen unserer Zeit paßt es hinein. Es stellt gegenüber dem psychologischen Zweifel die psychologische Wirklichkeitsgrundlage der Religion mit fachwissenschaftlichen Mitteln fest; es zeigt weiter, daß die Religion nicht nur ein Fundamentaltrieb der menschlichen Seele, sondern daß sie die treibende Grundkraft in allem menschheitlichen und einzelmenschlichen Aufstieg ist. Die seelischen Pionierkräfte der Religion werden aufgewiesen. Und das alles ohne Belastung mit wissenschaftlichen Fachausdrücken. Berggrav bemüht sich durchgehend um allgemeinverständliche Terminologie. Ein des Norwegischen kundiger Laie (Jurist) schrieb mir: „ich habe nie ein Buch gelesen, das mir so aus der Seele geschrieben wäre, es ist als ob der Verfasser mit meiner Seele gelebt hätte". Aber auch ein Mann, wie der Erzbischof Söderblom schreibt: „Es ist eins der Bücher, die man wie einen Brief liest; fürwahr ein inhaltreicher Brief, der Gedanke kräftig und original. Besonders bewundere ich die Selbstbeherrschung, nicht mitzunehmen, was sehr nahe zur Hand liegt, besonders für Theologen, was aber nicht nötig ist für die Durchführung des Gedankenganges. — Es ist erfrischend und wohltuend, eine Arbeit zu lesen, die mit Anstrengung und Kraft eine eigene Bahn bricht, anstatt in schnellerem oder langsamerem Tempo auf ausgefahrenen und notdürftig ausgebesserten Wegen zu fahren. — Das Buch gibt Gedanken und weckt Gedanken und ist höchst notwendig für unsere Zeit — ein Buch, zu dem man gerne zurückkehrt, um seine Gedanken und seine Seele aufzufrischen."

Oslo Hermann Günther

Die Reform des theologischen Studiums und des kirchlichen Prüfungswesens

Die Reform des theologischen Studiums und des kirchlichen Prüfungswesens. Denkschrift der Theologischen Fakultät der Universität Greifswald. Leipzig und Erlangen, Deichert 1925. 28 S. 1.80 M.[1])

Die Frage der Reform des theologischen Studiums kann nicht zur Ruhe kommen. Die Unruhe liegt in der Natur der Sache begründet, insofern die staatlichen, zur universitas literarum gehörigen Fakultäten einerseits und die Kirchen und ihre Behörden anderseits ihre eigenen Tendenzen haben — auch dann, wenn volles gegenseitiges Vertrauen besteht. In der Tatsache, daß der Pfarrer, der Diener der Kirche, seine Ausbildung im wissenschaftlichen Organismus der Universität erhält, liegt von vornherein eine Spannung, die Spannung zwischen Wissenschaft und Kirche. Diese Tatsache hängt nicht vom guten oder bösen Willen der Beteiligten ab, sie kann und darf auch nicht beseitigt werden, sie ist vielmehr stets aufs neue fruchtbar, weil sie keine definitive Lösung finden kann, sondern stets aufs neue für die jeweiligen Verhältnisse durchdacht und

[1]) Inzwischen hat auch ein von der Generalsynode zu Berlin gewählter Ausschuß aus Vertretern der Kirche bzw. Kirchenregierungen und der Fakultäten über dieses Thema verhandelt. In Anmerkungen teile ich von den Beschlüssen des Ausschusses Einiges mit, was die oben besprochenen Fragen betrifft.

diskutiert werden muß. In der Gegenwart kommt noch hinzu, daß sich sowohl das Gebiet der wissenschaftlichen Theologie immer mehr erweitert hat, wie auch die kirchlichen Bedürfnisse und Pflichten reicher und komplizierter geworden sind. Und dem steht der Umstand gegenüber, daß immer mehr Studierende der Theologie zur Universität kommen, die kein Vollgymnasium besucht haben (oft gar nicht besuchen konnten) und weder im Hebräischen noch im Griechischen, noch gar im Lateinischen die notwendigen Vorkenntnisse besitzen, dazu in einer Zeit (und deren Ende ist nicht abzusehen), in der infolge der wirtschaftlichen Bedrängnis das Studium auf eine Mindestzahl von Semestern beschränkt werden muß. Bei dieser Sachlage ist jeder ernsthafte Versuch, der Schwierigkeiten Herr zu werden, zu begrüßen, doppelt, wenn er wie der vorliegende einleuchtende und durchführbare Vorschläge enthält.

1

Die Greifswalder Denkschrift bereitet ihre Vorschläge vor durch einen Blick auf die Voraussetzungen (die drei Faktoren Theologenschaft, Fakultäten und Kirchenregiment) und die Wünsche, die von allen Seiten ausgesprochen werden. Von vornherein kommt der Wille zur Geltung, jene in der Natur der Sache begründete Spannung anzuerkennen und durch gegenseitiges Vertrauen der beteiligten Faktoren zu überwinden. Bestimmt wird gesagt, daß die Fakultäten ihren unmittelbaren Daseinszweck lediglich in ihrer wissenschaftlichen Abzweckung sehen können, und daß auch die Kirche ein Lebensinteresse daran hat, wenn die Arbeit der Fakultäten in völliger Freiheit geschieht. Der Charakter der wissenschaftlichen Ausbildung wird auch durch die Forderung zum Ausdruck gebracht, daß die Ausbildung im Zusammenhang mit der universitas literarum an vollständigen evangelisch-theologischen Fakultäten erfolgen muß. Die hier und dort erhobene Forderung auf Anrechnung von einem oder zwei Semestern in Herrnhut oder Bethel wird deshalb mit Recht abgelehnt, wozu nur bemerkt ist, daß *ein* Mitglied der Greifswalder Fakultät eine solche Anrechnung wünscht. Natürlich kann man nicht bestreiten, daß unter besonderen Umständen ein Semester etwa in Bethel für einen jungen Theologen fruchtbarer sein kann als ein Universitätssemester, wie z. B. auch eine Ferienzeit, die ein junger Theologe etwa bei einem theologisch hervorragend gebildeten und pädagogisch begabten Pfarrer zubringt, ihn unter Umständen einmal mehr fördern kann als ein Semester des gewöhnlichen Betriebes. Nur folgt daraus schlechterdings nicht, daß deshalb der reguläre Studiengang gestört werden darf, daß der Zusammenhang der Theologie mit der universitas literarum gelöst werden darf, wie es grundsätzlich durch die Anerkennung solcher irregulären Semester geschehen würde. Jenes Verlangen verkennt übrigens den Charakter der Spannung zwischen der Theologie als Wissenschaft und der Kirche. Ist diese Spannung für Manche eine schwere Last — es ist sachgemäß, daß die Last nicht fortgeworfen, sondern daß sie getragen wird. Deshalb ist es auch hoch erfreulich, daß die Greifswalder Denkschrift fordert: die Prüfenden im ersten theologischen Examen haben die theologischen Lehrer der Prüflinge zu sein. „Die Theologischen Fakultäten können hier nur sich selbst als wirklich zuständig bezeichnen und einen sich mit der Theologenschaft in dem sachlichen Interesse einer möglichst gleichmäßigen verantwortlichen Heranziehung der Gesamtheit der ordentlichen Professoren."

Anderseits wird das Interesse der Kirche klar ins Auge gefaßt, und man erwartet, daß die Lösung aller Fragen „durch *in Freiheit organisierte Vereinbarung* zwischen der Vertretung der staatlichen theologischen Fakultäten und den Vertretungen bzw. der Vertretung der Kirchenregierungen" erfolgen müsse. Die Fakultäten dürfen ihre Staatlichkeit und Eigenständigkeit nicht in kirchliche Uninteressiertheit umschlagen lassen. Es liegt wieder in der Natur der Sache, daß hier kaum Etwas mit Hilfe gesetzlicher Bestimmungen ausgemacht werden kann. Und es ist fraglich wie dieser Satz: „Die Kirche muß darauf halten, daß die wissenschaftlich-theologische Arbeit der Fakultäten den in der Kirche lebendigen ewigen Zielen weder in der Tiefe noch auf die Dauer zuwiderlaufe" praktisch realisiert werden soll. Daß die Kirche beim ersten Examen als veranstaltende Behörde gelten und durch einen Vertreter auch bei der Entscheidung mitwirken soll, ist eine billige Forderung. Daß sie aber dabei das weitergehende Recht habe, einzelne Dozenten als für die Prüfungskommission ungeeignet abzulehnen, ist unerträglich und wird von drei Mitgliedern der Greifswalder Fakultät auch ausdrücklich abgelehnt[2]). Die Ausübung eines solchen Rechts wäre naturgemäß viel zu sehr dem Zufall und Mißverständnissen unterworfen. Ich würde auch die Fakultät nicht verstehen, die sich ein solches Recht gefallen ließe; denn ich für meine Person müßte mich doch weigern, an einer Prüfung teilzunehmen, von der einer meiner Kollegen, mit dem ich zusammen arbeite, aus kirchlichen Gründen ausgeschlossen ist. Die Kirche muß im Interesse der Sache und im Vertrauen auf die Sache ein gelegentliches Mißtrauen gegen einzelne Dozenten überwinden, erkennt sie grundsätzlich theologische Wissenschaft und theologische Fakultäten an, so darf sie nicht nach einem Recht verlangen, durch das sie einen Dozenten, indem sie ihn als Examinator ausscheidet, als theologischen Lehrer kalt zu stellen versucht. Sie *kann* den Standpunkt vertreten, das Prüfungsrecht der Fakultäten überhaupt zu bestreiten; sie kann *auch* eine von ihr selbst konstituierte Kommission durch Dozenten ihrer Wahl ergänzen — obwohl dies beides bedenklich oder verwerflich ist. Sie kann aber *nicht* die Gesamtheit der Professoren der Landes- oder Provinzial-Fakultät als Prüfungskommission einsetzen und sich dabei die Ablehnung einzelner Mitglieder vorbehalten. Daß aber die Denkschrift darin recht hat, daß die sachgemäßen Examinatoren die Lehrer der Prüflinge sind, daran kann im Ernste gar kein Zweifel sein[3]).

Das Interesse der Kirche etwa durch das Recht einer gutachtlichen Äußerung bei der Berufung von Professoren zu wahren, ist von der Denkschrift als eine Möglichkeit angedeutet, ohne daß dazu Stellung genommen wird. Dies Recht scheint mir, trotz der großen damit verbundenen Gefahren, diskutabel zu sein, wenn ich es auch schließlich ablehnen muß, denn es durchbricht den Gedanken der universitas literarum in bedenklicher Weise. Die Garantie für ein gegenseitiges Vertrauen und Zusammenarbeiten von Fakultäten und Kirchen kann nur in der sachgemäßen Arbeit jeder von beiden Größen liegen. Solange eine theologische Fakultät ihr Eigenrecht als theologische behauptet und grundsätzlich die Auflösung in die philosophische Fakultät ablehnt, kann sie auch das Vertrauen verlangen, daß sie ihre Arbeit als einen Dienst an der Kirche ansieht. Die Kirche hätte in Fällen des vielleicht manchmal gerechtfertigten Mißtrauens ihr Interesse nicht durch Rechte der Kontrolle zur Geltung zu bringen, sondern dadurch, daß sie durch ihr eigenes Leben und die Kraft ihrer Wortverkündigung die Sache, der auch sie dient, in ihrem unübersehbaren Rechte erkennen läßt. Das Verlangen nach Kontroll-Bestimmungen erscheint mir kläglich, ein Mangel an Selbstvertrauen, weil ein Mangel an Glauben. Außerdem verrät es einen Mangel an Einsicht in die Sachlage, nämlich in das Wesen der Theologie sowohl wie der Geschichte. Eine theologische

[2]) Auch die Vertreter der Fakultäten im Ausschuß der Generalsynode haben ein kirchliches Zensurrecht abgelehnt.

[3]) Der Ausschuß der Generalsynode sieht eine Prüfungskommission vor, die im Namen und Auftrag der kirchlichen Behörde berufen wird und unter dem Vorsitz eines ihrer Vertreter die Prüfung abhält. Mitglieder der Kommission sollen berufene Mitglieder des Konsistoriums sein und sämtliche Mitglieder der betreffenden theologischen Fakultät. Alle Kirchenvertreter im Ausschuß haben es abgelehnt, die erste Prüfung ausschließlich den theologischen Fakultäten als Abgangsprüfung von der Universität anzuvertrauen.

Wissenschaft muß immer in Spannung geraten mit den Bedürfnissen der Kirche, einfach deshalb, weil eine unkritische Wissenschaft keine Wissenschaft ist. Die Kirche aber muß die kritische Wissenschaft um ihrer selbst willen wünschen. Der Greifswalder Entwurf könnte dies wohl noch deutlicher aussprechen; aber es ist dankbar zu begrüßen, daß seine Ausführungen durchaus von dem Bewußtsein der Theologie als Wissenschaft getragen wird.

Für die praktisch-kirchliche Vorbereitung gibt die Denkschrift nur soweit Vorschläge, als solche aus dem Interesse eines organischen Zusammenschlusses der Universitäts- und kirchlichen Ausbildung erwachsen, also z. B. in der Richtung, daß die Predigerseminare nicht eine Art Wiederholung der Universität sein sollen, sondern ihre eigentümlichen Aufgaben und Ziele haben müssen. Im übrigen wird hier mit Recht alle Regelung als Sache des Kirchenregiments angesehen.

Als neu begegnet in der Denkschrift die ausdrückliche Rücksicht auf die Wünsche der Theologenschaft, die als dritter Faktor neben Fakultät und Kirche anerkannt wird. Auch in ihrem Interesse wird die Ablegung der ersten Prüfung vor den Universitätslehrern verlangt. In ihrem Interesse wird auch die Forderung vertreten, daß das erste Examen grundsätzlich in allen deutschen Landeskirchen anerkannt werde, einerlei wo es abgelegt wird [4]). Diese Forderung, die ja in Gießen und Jena schon erfüllt ist, scheint mir trotz mancher Bedenken berechtigt zu sein. Den Bedenken gegenüber schlägt die Denkschrift vor, daß einzelne deutsche Landeskirchen, die ihren Konfessionsstand noch nicht als genügend gewahrt erachten, wenn nur das zweite Examen sicher in ihrer Hand bleibt, „doch ein fremdes erstes Examen anerkennen möchten, indem sie vor persönlichen Fühlungnahme der Kirchenbehörden mit dem Kandidaten bei Gelegenheit des Erwerbs der vollen Licentia concionandi (darüber s. u.) auch ein einfaches, den Verhältnissen angepaßtes und lediglich den Konfessionsstand berücksichtigendes freies Kolloquium mit dem Kandidaten hinzufügen."

2

Die Hauptsache in der Denkschrift aber ist natürlich die Frage nach der Regelung des Studiengangs. Hier wird betont, daß die „Praktische Theologie" als wissenschaftliche Disziplin zum Universitätsstudium gehört. Ob sie nicht wenigstens in einzelnen Zweigen (wie das im Freistaat Hessen der Fall ist) auf das Seminar verlegt werden könnte oder sollte, ließe sich fragen. Als neue Fächer werden Religionsgeschichte samt Missionswissenschaft und Kirchenrecht hervorgehoben. Dabei wird die Religionsgeschichte in zwei Abteilungen zerlegt: 1. „Religionsgeschichte und -wissenschaft nach den Zusammenhängen mit dem Christentum", also z. B. Studium der religiösen Umwelt des Alten und Neuen Testaments; 2. „Allgemeine Religionsgeschichte". Nach den Erfahrungen, die wir in Marburg seit einer Reihe von Semestern mit Allgemeiner Religionsgeschichte als obligatorischem Prüfungsfach gemacht haben, erscheint es mir als sehr vernünftig, daß sie als Wahlfach bezeichnet wird. Die Möglichkeit anderer außertheologischen Wahlfächer wie Kunstwissenschaft, Pädagogik, Soziologie u. a. wird ebenfalls zur Diskussion gestellt. Dagegen wird über die Frage nach Entbehrlichkeit bisheriger Prüfungsfächer kein Wort verloren. Es würde sich dabei bekanntlich um das Hebräische handeln, und ich glaube, daß die Debatte hierüber, wenn sie auch im Augenblick zu ruhen scheint, wieder lebendig werden wird. Mir scheint die Entwicklung dahin zu gehen, daß auch das Hebräische Wahlfach werden muß (natürlich nicht das Alte Testament als Ganzes), so sehr das um des Verständnisses der neutestamentlichen Begriffswelt willen zu bedauern wäre. Aber einmal besteht die Tatsache der immer zahlreicher werdenden Fälle, daß Theologen ohne Kenntnis des Hebräischen und Griechischen, ja gar auch des Lateinischen, ihr Studium beginnen; und diese oft ausgezeichneten jungen Leute können und dürfen nicht über das Maß hinaus belastet werden. Es ist ferner eine meines Erachtens unbestreitbare Tatsache, daß die hebräischen Kenntnisse und Fähigkeiten der größten Zahl von Theologiestudierenden Illusion sind. Es kommt aber noch hinzu, daß eine Ausbildung in den sogenannten außertheologischen Wahlfächern, also in Kunstgeschichte, Pädagogik, Soziologie, Nationalökonomie und Rechtswissenschaft, für eine gewisse Anzahl von Theologen immer mehr eine kirchliche Notwendigkeit ist. Soll es sich dabei um ein ernstliches Studium handeln (und nur dann ist es von Wert), und können die Kirchen nicht die Mittel für ein längeres Studium der Betreffenden zur Verfügung stellen, so müssen diese anderswo entlastet werden. Ich bin der Meinung, daß wir differenzieren müssen wie in den kirchlichen Berufen, so schon in der wissenschaftlichen Ausbildung. Und die Konkurrenz des Katholizismus, in dem das Hebräische obligatorisch für alle Theologen bleibt, schreckt mich nicht; denn die Solidität der Ausbildung ist in der Konkurrenz wichtiger als das Prestige. Meine alttestamentlichen Kollegen, die vielleicht den Kopf schütteln, kann ich nur versichern, daß ich die Gegengründe kenne, daß ich aber der Meinung bin, daß auch ihnen mit einer Auswahl von Schülern, an die nun wirklich ernstliche Ansprüche gestellt werden können und mit denen man es weiter bringt, im Grunde gedient ist.

Im übrigen wird in der Denkschrift ein weiterer Ausbau und eine bessere Organisation des Seminarwesens mit großem Recht gewünscht. Der Ausbau ist freilich bei den gegenwärtigen wirtschaftlichen Verhältnissen schwer durchzuführen. Der zu starke Besuch eines Seminars macht dessen Wert illusorisch; um aber mehrere Seminare halten zu können, müßte der Dozent seine Vorlesungen reduzieren, was wohl kaum möglich ist. Es müßten den Fakultäten neue Kräfte zur Verfügung gestellt werden, und es ist zum mindesten zu wünschen, daß die Fakultäten genügende Gehälter für Assistentenstellen bekommen, damit wenigstens Anfängerübungen in größerem Umfang gehalten werden können. Aber die Forderung einer besseren und möglichst einheitlichen Organisation des Seminarbetriebs ist bei gutem Willen durchführbar, und sie ist ebenso zu begrüßen wie die Forderung des Nachweises über erfolgreichen Seminarbesuch für die Meldung zum ersten Examen. Ich würde noch weiter gehen und wünschen, daß Seminar-Zeugnisse und Seminar-Arbeiten für das Prädikat der Prüfung mit in Rechnung kämen. Auch hierdurch könnte eine Entlastung des Examens, die die Denkschrift mit Recht erstrebt, herbeigeführt werden. Freilich werde ich nicht viel Beifall mit meiner Meinung finden, daß Prüflinge, die sich während ihres Studienganges, zumal in der Mitarbeit im Seminar, in einem Fach genügend ausgewiesen haben, in diesem Fach von der Prüfung ganz oder teilweise befreit werden können. Dieses Recht müßte freilich durch Sicherungen vor Mißbrauch geschützt werden.

Als unannehmbar erscheint mir dagegen ein anderer Vorschlag der Denkschrift, daß nämlich von den Kandidaten bei dem ersten Examen der Nachweis einer „Nebenbetätigung im Sinne des kirchlichen Dienstes" während ihrer Studienzeit (an Kindergottesdienst, Bibelkreis, innere Mission u. a. ist gedacht) verlangt wird. So erfreulich es ist, wenn die Möglichkeit zu solcher Nebenbetätigung besteht (was ja mancherwärts der Fall ist), so gefährlich dünkt es mich, sie zu fordern. Abgesehen davon, daß Interessen und Kräfte von der wissenschaftlichen Ausbildung in der Regel hinreichend in Anspruch genommen werden: für den, der auf Grund seiner Begabung über genügende Gewandtheit verfügt, wirkt solche Nebenbetätigung leicht verführerisch und verderblich; für den, dem sie schwer fällt, ist sie eine Last zur unrechten Zeit.

[4]) Im Protokoll der Ausschuß-Verhandlungen ist von diesem Punkt gar nicht die Rede.

Dazu aber kommen die häufigen Fälle, in denen ein junger Theologe (und oft einer der besten!) mit Unsicherheit und Zweifel zu kämpfen hat und sich nun zu einer Arbeit gezwungen fühlt, die eine Sicherheit voraussetzt, die er nicht hat. Soll er sie sich vortäuschen? Soll er, wenn er ehrlich verzichtet, vom ersten Examen ausgeschlossen sein? Und wie viel Grade von Unsicherheit gibt es! Soll man überhaupt den Studierenden vor die Frage stellen, ob er sich sicher fühlt? Gewiß, einmal kommt diese Frage für Alle; aber man sollte die Entscheidung solange wie möglich hinausziehen und die innere Entwicklung eines jungen Menschen, die in sich schon genug der Unruhe hat, nicht durch solche Ansprüche stören.

Zuletzt aber sei nun der für die Einrichtung des Studiengangs wichtigste Vorschlag besprochen. Er hängt mit der begrüßenswerten Forderung zusammen, die Studienzeit auf mindestens neun Semester auszudehnen, und er besteht darin, daß das erste Examen in diese neun Semester (in der Regel in das siebente) hineinverlegt wird, und zwar nicht als eine Art Vor- oder Teilexamen, sondern als reguläres erstes Examen. Der Vorschlag beruht darauf, daß das erste Examen in der herkömmlichen Form mit Stoff überlastet ist, und daß das zweite in der Regel wie eine Wiederholung des ersten wirkt. Der Vorschlag geht nun dahin, daß im ersten Examen geprüft wird im Alten und Neuen Testament, in Kirchengeschichte und „theoretischer Systematik", d. h. Philosophie, Religionsphilosophie und Dogmatik (daneben steht die Prüfung in Bibelkunde, die aber nicht als wissenschaftliches Prüfungsfach gilt). Es fehlen also Ethik und Praktische Theologie. Im zweiten Examen fallen dann Altes Testament und Kirchengeschichte fort, und es wird geprüft im Neuen Testament, in Dogmatik, Ethik, praktischer Theologie, Kirchenrecht, Religionsgeschichte und -wissenschaft und etwa einem außertheologischen Wahlfach. Mit Recht wird abgelehnt, die Verteilung der Fächer so vorzunehmen, daß die gesamte systematische Theologie ins zweite Examen fällt, denn darunter müßte die gegenseitige Durchdringung des historischen und systematischen Studiums leiden.

Dieser zunächst praktisch orientierte Vorschlag hängt mit einer wichtigen theoretischen Erwägung zusammen, wenn er auch nicht mit ihr steht und fällt, nämlich mit einer Zweiteilung der Theologie in die theoretische und praktische, die mitten durch die bisher sogenannte systematische Theologie geht und die Ethik der Praktischen Theologie zuweist. Dieser Gedanke wird jedenfalls demjenigen einleuchten, der mit W. Herrmann die Möglichkeit einer selbständigen Theologischen Ethik überhaupt in Abrede stellt. Der Gedanke leuchtet aber auch insofern ein, als sich immer mehr die Notwendigkeit herausstellt, in die theologische Ausbildung Sozialethik, Soziologie, Sittengeschichte und Verwandtes einzubeziehen. Es ist dann doch klar, wie sehr sich die Gebiete der Ethik und der Praktischen Theologie berühren, z. B. in den Fragen der Volkskunde und überall da, wo sich kirchliche, rechtliche und wirtschaftliche Fragen komplizieren. Ich halte also diesen Vorschlag in jeder Hinsicht für vortrefflich. Seinem praktischen Grundgedanken hat auch der Anfang Oktober 1925 in Halle versammelte Fakultätentag zugestimmt mit der Entschließung:

1. Wir halten neun volle Semester wissenschaftlichen Studiums an der Universität (ohne Anrechnung des Examensemesters) für notwendig; die Zeit der sich daran anschließenden praktischen Ausbildung (Predigerseminar, Lehrvikariat usw.) wird dadurch nicht berührt. 2. Das erste theologische Examen wird so gelegt, daß sich daran zwei Semester der akademischen Studienzeit anschließen [5]).

[5]) Der Ausschuß der Generalsynode hat in diesen Fragen nur beschlossen, daß die Dauer des Studiums acht Semester sein soll, vom Latinum an gerechnet; jedenfalls müssen auf die letzte abgelegte Sprachprüfung noch sechs Semester folgen. Im ersten Examen soll auch in Praktischer Theologie geprüft werden. Zwischen der ersten und zweiten Prüfung sieht der Ausschuß nur die praktische Ausbildung in Seminar und Vikariat vor. Im zweiten Examen soll auch in den wissenschaftlichen Fächern geprüft werden.

Die Denkschrift schlägt nun weiter vor, daß mit dem ersten Examen von der Kirche die Berechtigung erteilt wird, einen Hauptgottesdienst mit Genehmigung des zuständigen Superintendenten zu halten, daß aber die volle Licentia concionandi erst nach Abschluß des ganzen Studiums, jedoch vor der praktischen Ausbildung von der Kirchenbehörde erteilt wird. Die praktische Ausbildungszeit, die auf die beiden letzten Studiensemester folgt und mit dem zweiten Examen ihren Abschluß findet, liegt dann in der Hand der Kirchenbehörde und ist „vielleicht" bis auf zwei Jahre zu erweitern.

Ich habe nicht alle Einzelheiten der Denkschrift nennen können, hoffe aber gezeigt zu haben, daß ihre Gedanken ernsthafter Diskussion unterworfen werden sollten. Neben ihrer Sachlichkeit und dem Ernst ihrer Gesinnung ist zu rühmen die Offenheit, mit der die Möglichkeit verschiedener Meinungen ausgesprochen wird. Zu wünschen ist nur, daß die Synoden — denn zu den Kirchenregierungen habe ich gutes Vertrauen — sich mit den Ausführungen der Denkschrift beschäftigen und das Recht ihrer Grundgedanken spüren.

Marburg Rudolf Bultmann

Georg Wünsch, Religion und Wirtschaft

Tübingen, J. C. B. Mohr 1925. 102 S. 2.70 M.*)

Die Schrift bringt zwei Vorträge, deren erster das Verhältnis von Religion und Wirtschaft grundsätzlich klären möchte, während der zweite das so gewonnene Ergebnis auf die aktuellste sozialpolitische Frage, das Arbeitszeitproblem, anwenden will. Mit Religion meint dabei Wünsch natürlich Christentum, und zwar ein Christentum, das den „Absolutheitsanspruch des Evangeliums" vor Augen hat, des Evangeliums, das „keine Halbheiten" duldet; und unter Wirtschaft will er den Hochkapitalismus verstanden wissen, denn es kommt ihm darauf an, „das Verhälnis der Religion zur heutigen Wirtschaft und ihren Anforderungen" zu bestimmen.

Dazu können jedoch, meint er, die bisherigen thomistischen, lutherischen und calvinistischen Lösungsversuche der abendländischen Christenheit nicht taugen, weil sie auf Zeitumstände zugeschnitten sind, „die heute nicht mehr gelten"; vielmehr müsse man zurückkehren zum Urgrund der christlichen Forderung, wie er gegeben liegt in der dreieinigen Wesenheit des christlichen Gottes. Dann nämlich ergibt sich dies: „Die Erfahrung Gottes als Allmacht fordert von uns die Anerkennung der Welt als seines Werks", mithin eine konservative Haltung; doch „seine Heiligkeit befestigt eine Kluft zwischen Gott und Welt", und scheint Weltverneinung oder Weltindifferenz zu gebieten („Wenn ich nur Dich habe") — dies indes verbietet wiederum Gottes Güte, die „aggressiv auf Vollendung der Bestimmung des Menschen gerichtet" ist und so in sich den scheinbaren Widerstreit weltbejahender und weltverwerfender Frömmigkeit schlichtet: Wir sollen Gottes Erlöser-Willen dienen „unter Anerkennung der Welt, wie sie nun einmal ist, ohne unfruchtbares Jammern über ihre Unvollkommenheit ... das Unsrige tun, sie ihrer göttlichen Bestimmung zuzuführen und die göttliche Güte in ihr zu realisieren".

Mit dieser reichlich allgemeinen Feststellung schließt seine theologische Ableitung. Aber nur dadurch, daß Wünsch die transzendente christliche Gnade in einer immanenten sozialen Güte der Welt annähert, so zugleich die religiöse Nächstenliebe in einer humanitären Fernstenliebe distanziert (was Christus, scheint mir, nicht

*) Herr Lic. Wünsch wird demnächst von sich sagen können: „Viel Feind, viel Ehr!" Aber er darf auch erfahren, daß das Vertrauen zu ihm wächst. So wird er ja auf dem bevorstehenden Evangelisch-Sozialen Kongreß in Saarbrücken den Hauptvortrag halten.

Daß Herr Professor Heinz Marr seine Schrift „Religion und Wirtschaft" in der CW besprechen möge, beruht auf dem ausdrücklichen Wunsche des Herrn Wünsch. Unvergessen ist ja ihm und uns Marrs reicher und tiefgreifender Vortrag beim Bunde für Gegenwartchristentum in Frankfurt 1924. (In „Marx, Kant, Kirche", Gotha 1925, Bücherei der CW., S. 2—36: „Die Krise im volkstümlichen Marxismus. Und die christliche Aufgabe?" Wen diese Frage angeht, der muß jene Ausführungen lesen.) Natürlich geleitete jenen Wunsch die Hoffnung auf Verständigung. Die hat sich in der obigen Besprechung nicht erfüllt. Das liegt nicht am mangelnden guten Willen, sondern am Ernst der Sache. Herr Wünsch hat in seinen fortlaufenden Beiträgen Gelegenheit genug, sich vor unsern Lesern mit den obigen Ausführungen auseinanderzusetzen. R

getan), vermag er den tiefen Gegensatz zwischen dem Liebeskommunismus christlicher Gemeinschaft und dem Rechtskommunismus „sozialistischer" Gesellschaft scheinbar zu überbrücken, d. h. aus dem Christentum als Religion „bestimmte ethische Forderungen" abzuleiten, die praktisch auf die marxistische Gesellschaftstechnik hinauslaufen.

Von ihnen handelt der Schluß des ersten Vortrags, der folgendes Programm eines „religiösen Sozialismus" entwickelt: 1) „Höchste Durchrationalisierung und Organisierung des Produktionsapparats ... zwecks Befreiung von der Sorge ums Irdische, damit das Wort der Bergpredigt ‚Sorget nicht' nicht mehr wie ein Hohn wirkt und die Kräfte freiwerden für die Pflege des auf Gott hin bestimmten Menschentums." 2) Verkürzung der Arbeitszeit. Es soll nicht länger gearbeitet werden „als es der Wirtschaftsbedarf erfordert". 3) Nicht Erwerbs-, sondern Bedarfswirtschaft, deshalb „Sozialisierung der Produktionsmittel, von denen heute schon ein großer Teil dazu reif ist". Beweis: Aktiengesellschaften (!). 4) „Verteilung des übrigen Arbeitsertrags als Konsumtionsmittel zur freien Verfügung des Einzelnen nach dem Grad der Arbeitsleistung und Verantwortung." 5) „Ausschaltung der (soeben bereits ausgeschalteten) Konkurrenz durch planmäßige Feststellung des Bedarfs ..., Organisierung des Handels zwecks Quieszierung des Wirtschaftsprozesses ..., Verhinderung der Produktion von Luxuserzeugnissen ..."

Doch dies Alles bejaht, wie Wünsch selbst feststellt, auch jener „humanitäre Sozialismus", der den marxistischen „immer mehr ... durchwuchert", und die „Besonderheit" des religiösen äußert sich reichlich allgemein erst 6) in einer „starken Verrelativierung des gesamten Wirtschaftslebens": die religiöse Einsicht in die Dürftigkeit wirtschaftlicher Vorteile wird die Klassenspannungen entspannen; ferner werden dank der (vorausgesetzten) religiösen Einsicht 7) die sozialen und politischen Kämpfe nicht mehr durch „terroristische Gewalt", sondern durch „überlegene Sachlichkeit" entschieden. Und endlich: Weil der religiöse Sozialismus nicht mit der baldigen Verwirklichung seines Programms rechnet, sucht er inzwischen „mit Hilfe der Sozialpolitik (die ihm aber „ein zu überwindender Notbehelf" bleibt) die Schäden des Privatkapitalismus zu mildern". Wünsch verwahrt sich vorher ausdrücklich gegen die Meinung, „der Sozialismus in der marxistischen Ausprägung" könne Heilmittel privatkapitalistischer Entartung sein; doch diese Verwahrung in Worten wird natürlich Niemandem verbergen, daß er sich praktisch trotzdem mit den Resten des MSP-Sozialisierungsprogramms begnügt.

Leicht könnte man indes diesen Mangel an Originalität verschmerzen, sofern nur eine solche Art von „Weltgestaltung" christlich oder auch nur religiös im Großstädtersinne zu heißen verdiente! Gesetzt, es gelänge, diesen Gesellschaftsmechanismus voll zu verwirklichen, — inwiefern wäre eine so zwangsläufige Als-Ob-Brüderlichkeit Erfüllung christlicher Gemeinschaft? Sie bliebe dem Evangelium mindestens genau so fern und wäre eine genau so schlimme Verhöhnung seiner unerzwinglichen Liebe wie die gottlose, heillose Welt, die uns heute umgibt! Indem „die Gesamtheit", gleichviel unter welchen Formen und mit welchen „demokratischen Garantien" als Generalunternehmer an die Stelle unzähliger Privatunternehmer tritt, wird auch die Versklavung der Leiber und Seelen an den Apparat in nichts gemildert, eher schon verschärft. Und wäre es etwa erhebender, der Menschenwürde angemessener, Sklave der „Gesellschaft" zu sein? Wer das glaubt, verwechselt eben Gesellschaft mit Gemeinschaft, äußerliche Reglementierung mit innerem Consensus, Technik mit Geist, Mache mit Leben, Sache mit Seele, und vor allem: der mißversteht von Grund auf die wahre soziologische Konsequenz des Evangeliums!

Wünsch sagt uns nur, was Christi Bergpredigt negativ für die Sozialgestaltung bedeutet, nämlich Abkehr von jedweder „Gerechtigkeitsordnung". Ist aber sein Maschinensozialismus nicht eben dies? Und von der großen positio der Bergpredigt, von der religiösen Überhöhung aller bloßen Gerechtigkeit, spricht er nicht; er hätte sonst wohl bekennen müssen, daß die, jede Gerechtigkeit weit unter sich lassende, alle auswendigen Zwänge mit unüberbietbarer Bestimmtheit verschmähende Liebesordnung, die Christus am Berge verkündet, in ihrer großen und freien Sorglosigkeit genau das Gegenteil jenes zersorgten Produzentenkommunismus darstellt, den man heute „Sozialismus" nennt! Auch in ihrer „ökonomischen Struktur" würde eine aller Gesellschaft enthobene brüderliche Gemeinschaft sein Gegenteil bedeuten, nämlich den reinen, kindlichen Konsumenten-Kommunismus, bar jeder rationalen Vorsorge (ohne jede „Vergesellschaftung der Produktionsmittel"): „... Sehet die Vögel unter dem Himmel an: sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen, und euer himmlischer Vater nähret sie doch. ... Darum sorget nicht für den anderen Morgen, denn der morgende Tag wird für das Seine sorgen" und heute genügt die Bitte: „Unser täglich Brot gib uns heute!" (Wie kann man dieses ‚Sorget nicht' mit der Taylorei in Verbindung bringen!) — Und dann: Man hat dir gesagt: „Du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen." (Modern gesprochen: Du sollst „Solidarität" üben.) Ich aber sage euch: „Liebet euere Feinde, segnet, die euch fluchen ...". — Und wo bleiben die „Belange", die „sozialen Forderungen"? Nicht daß der Christus etwa gleichgültig über des Daseins Leiden hinweggeblickt oder seine harmlosen Freuden verachtet hätte — er war kein Asket —, doch wir hören bei ihm nichts vom sozialen Übel der Armut, ja nicht einmal von ihren sittlichen Gefahren; wohl aber preist er den religiösen Wert des armen Lebens und betont die religiöse Verlassenheit des Reichtums, und auch der Zorn des Christus gilt immer „nur" den falschen Seelenführern, nicht den sozialen Ausbeutern. Kein Wort also, keine Silbe für Sozialreform! Sondern nur unbekümmerte Ablehnung: „nach solchem allem trachten die Heiden. Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes, so wird euch solches alles (von selbst) zufallen ...". Von selbst! Denn das Reich Gottes ist hier Gottes eigne Tat, also nicht etwa eine Angelegenheit „religiöser Sozialisten", und gleich sinnlos wäre es dem Christus erschienen, eine ohnehin dem Untergang geweihte Welt erhalten oder erneuern zu wollen; Raum blieb da „nur" für die eschatologische Erwartung, für das nahe, jähe, große religiöse Wunder!

Wäre nun von dieser Hoffnung in der Schrift des Theologen Wünsch auch nur ein Hauch zu spüren — ich würde sofort auf jeden Einwand verzichten und den Glauben ehren. So aber muß ich sagen: Es besteht nicht der geringste Anlaß, seine dem Zeitgeist entnommenen wirtschaftsreformerischen Vorschläge — mögen sie nun brauchbar sein oder nicht — christlich zu finden. Meinetwegen mag man den Kapitalismus abschaffen und den Sozialismus oder irgend ein anderes Gedankengespenst „einführen", aber weder der Kapitalismus noch der Sozialismus noch irgend eine andere sogenannte Gesellschaftsordnung sind es ja wert, auch nur mit Christus zusammen genannt zu werden. Zumal all das Gerede von der verkehrten Ordnung den Meisten doch letztlich nur dazu dient, unsere Gesamtschuld auf die höheren Einkommensstufen zu lokalisieren, sie auf „Systeme" abzuwälzen, die nur Abbilder unsrer eignen inneren Beschaffenheit sind, und so das eigne Gewissen mit einigen bequemen „Forderungen" an — Andere von den nächsten konkreten Pflichten loszukaufen.

Indem ich bestreite, daß der Wirtschaftssozialismus oder irgend ein anderer programmatischer Ismus vom reinen Evangelium her gerechtfertigt werden könnte, leugne ich aber keineswegs (etwa in der Weise Gogartens) jedwede funktionelle Beziehung zwischen Religion und Wirtschaft! Vielmehr halte ich es für dringend geboten, daß vor allem die Diener der evangelischen Kirche, ohne jede Rücksicht auf das Klassenressentiment oben und unten, die alle Volkskreise durchziehende soziale Pflichtvergessenheit als eine unvermeidliche Folge religiöser Verwahrlosung klarstellen. Dann wird man aber speziell deutschen Unternehmern und Händlern, sehr vielen von ihnen, nicht so sehr ihre Abneigung gegen die „Ethik" sozialer Pastoren und Professoren, als vielmehr einen peinlichen Mangel an wirtschaftlicher Tüchtigkeit und geschäftlicher Solidität vorzuwerfen haben. Was ich allerdings ohne Einschränkung ablehne, ablehnen muß als ungeheuerliche Vereinfachung des religiösen Schuldphänomens, das ist die christliche Bestätigung irgendwelcher wie auch immer gearteter ökonomischer Dogmen; denn ihnen allen fehlt, was ein Christ haben muß: Gefühl für die schicksalhafte Fülle des lebendigen Lebens; und sie alle möchten das praktische Handeln auf formulierbare Endziele und kreatürlich-begriffene Idealzustände abrichten, ihre eigenen dürftigen wunschbefangene Prognosen für Gottes unerforschlichen Ratschluß ausgeben. Vom christlichen Menschen muß man erwarten, daß er auch diese geschöpfliche Anmaßung durchschaue und es in der heutigen Lage als seine nächste „diesseitige" Pflicht erkenne, die Seelen von solchem Trug zu lösen, um so den Weg freizumachen für die religiöse Durchdringung der sozialen Beziehungen. Gewiß: nur den Weg! Doch das Ziel steht eben bei Gott.

Auch die Darstellung, die Wünsch von der Dämonie moderner Wirtschaft gibt, entspricht leider nicht der Tiefe unsrer Not und ist viel zu „ethisch", um die Daseinstragik religiös zu erfassen, was in einer Schrift über Religion und Wirtschaft doch geschehen müßte:

„Nicht die Wirtschaft (an sich)", sagt er in seinem Vorwort, „sondern der wirtschaftende Mensch widersetzt sich einer positiven christlichen Wirtschaftsethik"; „in der Sache" (der Wirtschaft) liegt das Hindernis nicht. Später (S. 11) freilich hören wir das Gegenteil: „nicht zum Vergnügen, nicht weil er es so will und es auch anders könnte, sondern weil er muß (von Wünsch gesperrt), gezwungen und überwältigt von den Anforderungen des im Wesen der heutigen Wirtschaft liegenden Absolutheitsanspruchs" unterwirft sich ihnen der Wirtschaftsmensch. Und noch später (S. 28) wird sogar ausdrücklich von einer „in der Sache (der autonomen Wirtschaft) selbst liegenden Tendenz zur grenzenlosen Unersättlichkeit" gesprochen, „die auch jene Unternehmer in ihren Dienst zwingt, die ihr nicht folgen wollen, die auch die Lohnarbeiter in diesen bodenlosen Abgrund hineinzieht". Dann wieder (S. 30) wird trotzdem „die sogenannte Eigengesetzlichkeit" der wirtschaftlichen Komplexe als ein bloßer Irrtum der gestrigen nationalökonomischen Theorie, ja als „Phantom" (!) gekennzeichnet und — schon auf Seite 31 ist der Mensch abermals „in der Lage, die Bedingungen (des wirtschaftlichen Handelns) zu meistern mit der Richtung auf ein bestimmtes Ziel". „Lenkbar und regulierbar" ist allerdings nur die unter Gott gestellte Wirtschaft. Wünsch ver-

weist hier auf die mährischen Brüder und auf den Jesuitenstaat in Paraguay; und: „eine ähnliche Sinngestaltung findet sich auch in Fabrikbetrieben wie die von Abbe, Freese, Bosch und Ford". Immerhin, dies sind Ausnahmen, und daß „eine Gestaltung der Wirtschaft in diesem Sinne" so selten ist, „das kommt daher, weil die tüchtigen Wirtschaftler selten Christen und die Christen selten geniale Wirtschafter sind ...".

In der Tat: daher kommt es. Und „da stoßen wir auf den Kernpunkt unserer Frage", deren Antwort und Lösung für Wünsch, wie wir sahen, in der Christianisierung der — Produktionsmittel liegt. Weil „die Wirtschafter" keine Christen sind noch sein wollen, muß eben „die Wirtschaft" (von — den unchristlichen Wirtschaftern) christlich organisiert werden; welche „Umstellung" allerdings nur von denjenigen Klassen ausgehen kann, die unter den heutigen Wirtschaftszuständen leiden: Proletarier, Gebildete, Pfarrer, die ebenfalls „zu den nur Arbeitenden und von der Dämonie Ausgebeuteten" gehören. Doch nein! Auch „von diesen Klassen, Arbeitern und Gebildeten, ist nichts zu erhoffen, solange sie selbst gottentfremdet unter dem Eindruck eines falschen Autonomiebegriffs (-begriffs!) stehen".

Man sieht: die künstliche Scheidung von Wirtschaft und Wirtschafter (als ob es ohne sie überhaupt Wirtschaft gäbe!) führt nur immer tiefer in hilflose Widersprüche hinein. Widersprüche, die aber unvermeidlich sind für jeden religiösen Sozialisten, der nicht mehr den Mut zur letzten eschatologischen Konsequenz seiner sektenchristlichen Sozialauffassung findet. Als religiöser Sozialist muß er die Christianisierung von „der Wirtschaft" her fordern und den christlichen Wirtschafter beinahe für ein selbstverständliches Nebenprodukt einer christlichen Ordnung halten, — hingegen als religiöser Sozialist darf er „den Wirtschafter" von Schuld nicht freisprechen, muß er ihm (aber möglichst nur dem Wirtschafts„führer"!) sittliche Vorwürfe machen, mithin eine individuelle Freiheit des Handelns unterstellen, die er soeben selbst als — nicht gegeben bezeichnete!

Übrigens bliebe auch dann noch die Frage, ob ein Wirtschafter, der nun so handelte, wie Wünsch es sich vorstellen mag, damit überhaupt der Allgemeinheit oder auch „nur" seinem Nächsten dienen würde und nicht vielmehr lediglich seinem — weniger skrupelhaften Wettbewerber. Oder würde der etwa aufhören skrupellos zu sein, sobald nur die Sozialisierungskommission oder „die Evolution" den Wettbewerb „abgeschafft" hätte?? Nein, der „freie" Wettbewerb ist nicht Grund der Eigensucht, sondern nur eine ihrer unzähligen Folgen, und wiederum diese höchst erfinderische und anpassungsfähige Eigensucht (hier, nicht im „Autonomiebegriff" spukt „das Phantom der Eigengesetzlichkeit"!) läßt sich wahrlich nicht mit den paar „Grundprinzipien" phantasieloser Gesellschaftstechnik einfangen!

Wer das Heil schon aus der bloßen Umstellung des Apparates von der „Freiheit" auf die „Bindung" erhofft, wird freilich leicht schon den kollektivierten Eigennutz (die „Solidarität") besser finden als den vereinzelten. Leider ist Wünsch gerade in diesem wichtigen Punkte nicht ganz deutlich. Soviel sieht man aber: alles, was heute „Organisation" heißt (Stinnes, Rathenau, Kriegswirtschaft, Kartelle, Konzerne, Gewerkschaften, Genossenschaften usw.), mag es sonst gleich gar nicht zusammenpassen, möchte er geschwind schon zum Zeichen dafür nehmen, daß „die Wirtschaft auf bestimmte Teleologien hin gemeistert" werden kann. Ei freilich, dem Erwerbstrieb gehorcht sie immer; und der vermag sich auch unter „Bindungen" frei zu entfalten, oft sogar besser als in der bösen „Freiheit", die doch nicht selten die eine Ichsucht durch die andere wenigstens äußerlich in Schach hält.

Nachdem uns Wünsch an Stinnes, Rathenau usw. die Möglichkeit einer Wirtschaftsmeisterung bewiesen, stellt er die Frage: „Warum sollte in die Reihe der Kämpfer (dieser Kämpfer?!) nicht auch die Teleologie der göttlichen Güte treten?" Und geschähe dies, nun, dann ist „der Raum für die Wirkung der Religion auf die Wirtschaft auf dem Mittelgebiet der Ethik frei". (Von ihm gesperrt!)

Doch wie überzeugen wir nun die böse Wirtschaft, daß es für sie selbst das Beste wäre, dem „für uns (von mir gesperrt) höchsten und umfassendsten Ziele: Gott" zu dienen?

Schon indem ich diese Frage stelle, decke ich einen weiteren bezeichnenden Mangel religiös-sozialer Konzeption auf. Sie bemüht sich — das gilt nicht nur für Wünsch — eifrig um das Problem der Wirtschafts-Organisation; hingegen die Ordnung des religiösen Lebens scheint ihr kein Problem zu sein, das zum Thema „Religion und Wirtschaft" gehörte, obgleich doch die Gegenwart uns deutlich genug zeigt, wie wenig ein abstraktes, überkonfessionelles, überkirchliches, organloses Bildungs- und Kongreßchristentum auf die sozialen Geschehnisse einzuwirken vermag. Nur einmal (S. 9) finde ich flüchtig erwähnt, daß Wünsch den „soziologischen Typus der Kirche" bejaht; bei der späteren Konfrontation der „beiden Sachgebiete" (Religion und Wirtschaft) wird aber immer nur von unseren, einer Bindung anscheinend nicht bedürftigen privaten religiösen Überzeugungen geredet. Und leicht erkennen wir trotz aller wortmäßigen Ablehnung des Sekten-Radikalismus, daß sich das Denken auch dieses Religiös-Sozialen im Typus der scheltenden Sekte bewegt, bewegen muß, weil eben der „Typus" der Kirche, wie Troeltsch überzeugend nachgewiesen hat, seiner eignen Struktur nach nur für eine sozialkonservative, die gegebene Welt relativ anerkennende Haltung, nicht aber für grundsätzliche, d. h. programmatisch-ideologisch in ihrem Ziele festgelegte Weltverbesserungsprogramme Raum läßt.

Und nun das Letzte: Was fordert praktisch schon jetzt und heute diese neue (?) religiöse Ethik vom Wirtschaftsleben? Sie verlangt, daß es „das Verhältnis zu Gott möglichst wenig stören" soll, was, wie Wünsch meint, am ehesten dadurch erreicht wird, daß man „die auf die Wirtschaft zu verwendende Zeit möglichst einschränkt". Damit wären wir bei dem „Arbeitszeitproblem, das auch eine eminent wichtige religiöse Seite hat" und dem der zweite Teil seiner Schrift gewidmet ist.

Praktisch kommt Wünsch da zur Forderung des Achtstundentages, „der je nach den besonderen Umständen sowohl unter- wie überschritten werden kann". Nun ja, genau das Gleiche hat unlängst die weder christliche noch sozialistische „Vereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände" verkündet: „Acht Stunden oder mehr oder weniger". Allerdings geschah's nicht, wie hier, unter der Parole „Mehr Freizeit für Gott", denn daß die Geschöpfe ihren Gott nur nach der Arbeit zu finden vermöchten, — das gehört auch zu den speziellen Erkenntnissen, die der „religiöse Sozialismus" erst dem „humanitären" verdankt. Die Weltkinder brauchen indes nicht zu befürchten, daß Gott das Mehr an Kulturfeierabend, das sie der Fabrik abringen, etwa für sich oder gar für seine Kirche fordern könnte. Denn: „Wie ... diese relative Befreiung von der Wirtschaft ... benutzt wird, ... ist Gewissensache des Einzelnen." O, was haben wir doch für ein gar zartes und feines Gewissen, sobald nur die pörsönlichen Freiheiten in Frage kommen!

Natürlich kann in einem Vortrag über die Arbeitszeitfrage nicht mehr gefordert werden als quantitative Verkürzung des Arbeitsleids; hat jedoch der „religiöse Sozialismus" auch diesem Leid nicht mehr zu bieten als die seines Sukkurses kaum bedürftige Gewerkschaft, so stünden wir abermals vor der Frage nach der Berechtigung seines Attributs. Seit wann ist es christlich, evangelisch-christlich, die Arbeitswelt religiös preiszugeben? D. h. sie, wie es hier geschieht, als ein Übel fahren zu lassen, das, weil keiner unmittelbaren Sinngebung mehr fähig, eben nur noch zeitlich vermindert, „eingeschränkt" werden kann? Und Wünsch weiß hier doch nichts Anderes: „Der einzige Schutz gegen die verderbliche Wirkung" (moderner, rationalisierter Arbeit) sagt er, „ist eine möglichste Verkürzung der Arbeitszeit", denn insbesondere des Fabrikarbeiters Tun ist „ein Raub an seinem Mensch-Sein, eine Unterbrechung des Wegs zu seiner Bestimmung". Dann wäre also auch das religiöse „Mensch-sein-Können" eine bloße Mußestundenchance? Natürlich möchte sich Wünsch solcher Plattheit nicht schuldig machen, und so fügt er hinzu, „daß das Letzte, was wir Gnade Gottes nennen, nicht wir uns selbst durch Verbesserung irgend welcher äußeren Verhältnisse schenken können, sondern daß uns ... Gott es in jeder Lage schenken kann". Doch leider schon im nächsten Satz berichtigt er diese allzu christliche Ansicht mit der allzu zeitgemäßen Behauptung, „daß der Mensch in einer bestimmten wirtschaftlich gedrückten Lage gar nicht imstande ist, das Geschenk anzunehmen", da „zu religiöser und kirchlicher Betätigung ... ein gewisses Maß von Energie" gehöre und „das innere religiös bewegte Leben überhaupt ... nicht gedeihen kann, wenn die Arbeitszeit usw. ...".

Wer spürte nicht, wie hier die Religion auf das Niveau jener „Kulturgüter" gerät, für die solche Volksbildungs-Vereins-Argumente allerdings gelten mögen. Sorge und Leid sollen uns den Weg zu Gott versperren? Ja, wenn die „Ideologien" nur Wiederspiegelungen der „Produktionsweisen" sind, mag das wohl so sein. Und nochmals: wo bleibt die Arbeit selbst? Ist sie nichts als „Raub am Leben", so wird sie allemal zu lang, viel zu lang sein, und es wäre dann sicher eine unerhörte Grausamkeit, sie über vier Stunden auszudehnen. Man muß auch beachten, wie jede zeitliche Verkürzung notwendig zugleich eine weitere Verdichtung („Entseelung") der Arbeit zur Folge hat, und daß, wer jenes will, auch dieses bejahen müßte. Wohlverstanden: bejahen! — nicht etwa nur es fatalistisch hinnehmen, wie das hier geschieht, wo man uns im Klageton des Arbeitsromantikers die einstige Schafensseligkeit des biederen Bauern und Handwerkers preist, um dann vor dem rosigen Hintergrunde solcher Rückwärts-Illusionen die heutigen Arbeitsplagen um so düsterer erscheinen zu lassen.

Nicht, daß ich das Arbeitsleid unserer Zeit unterschätze; ich halte es für schwerer und tiefer als Wünsch, der, scheint mir, sehr an der Außenseite bleibt, wenn er vornehmlich die technisch-stoffliche Beschaffenheit rationalisierter Funktionen dafür verantwortlich macht. Wer hier einige eigene Erfahrung hat, wird leicht merken, wie wenig er die moderne Großarbeit wirklich kennt und wie fremd ihm des Durchschnittsmenschen Stellung zu dieser Arbeit und zur Arbeit überhaupt geblieben ist. Diejenigen, die mit dem Anspruch auf ein „ganzes Werk" an ihren Erwerb herantreten, sind doch sehr, sehr viel seltener, als der Kunstwart und Herr Lewenstein es uns glauben machen wollten, und in diesem Punkte möchte ich Herrn Ford schon sachverständiger finden. (Was er von den „Fabrik-Ansichten der Salonexperten" sagt, ist zwar reichlich grob, aber leider wahr.) Keine Arbeit ist an und für sich seellos; immer ist es der Mensch, der die Arbeit beseelt, und

nicht unsere Apparate haben schuld daran, daß in einer gottlosen und darum gemeinschaftlosen Zeit Unzählige in ihrem Tun keinen Sinn mehr finden! Freilich: auch in den christlichen Jahrhunderten haben die Allermehrsten „nur um des Lebensunterhaltes willen" gearbeitet, während Wünsch zu glauben scheint, daß dem erst heute, im Zeitalter des bösen Kapitalismus, so wäre. Die Menschen, meint er, arbeiten heute nur, weil sie müssen; sie täten es nicht, wenn sie es nicht müßten. Furchtbar! — wenn man bedenkt, daß wir doch von Adam her ein Recht auf „Arbeitsfreude" und „Gestaltung unseres eignen Daseins" haben. Ich bin so frei zu sagen, daß dies nicht der Fall ist und: daß unverantwortlich handelt, wer — geschähe es gleich, wie hier, aus bestem Eifer — unsern in unerlöster Arbeit schmachtenden Brüdern nun auch noch den nächsten natürlichsten Sinn ihrer Plage (die Sorge für das eigene Blut) mit einem so hochmütigen „nur für den Lebensunterhalt" verkleinert! Zumal wir sie doch nicht aus diesem Gefängnis herausführen können, wenn wir ihnen mit all unsrer christlichen Güte nichts Anderes zu bieten haben, als einen — durch Arbeitsverkürzung mäßig erweiterten — Gefängnishof! Das Leid, auch das Arbeitsleid, ist schließlich eine Qualität; es läßt sich durch nur quantitative (zeitliche) Verminderung höchstens „verdichten", nicht überwinden. Und worin denn könnte die christliche Bindung der Wirtschaftsdämonie bestehen, wenn nicht in der Sinngebung der Arbeitsplagen? Solange die Arbeit aber nur einen „Zweck" hat, sei er nun privat oder „gesellschaftlich", kann sie nicht „heilige Plage" sein.

Wie geschwind auch löst uns der nationalökonomische Dilettantismus die schwierigsten betriebswirtschaftlichen Probleme: „Könnte nicht", fragt Wünsch, „auf Unternehmerseite eine Zeitlang nur gerade um die Existenz ohne Verlangen nach Rentabilität gearbeitet werden?" Woraus man wohl schließen soll, daß „das Verlangen nach Rentabilität" eine für „die Existenz" des Unternehmens überflüssige „Profitsucht" wäre? — Theoretisch kann man ja zwischen „dem engen Gesichtspunkt der Privatwirtschaft" und dem weiten volkswirtschaftlichen Horizont des Sozialreformers einen Gegensatz feststellen; praktisch ist damit in der Welt, in der wir leben, nichts getan. Es ist nämlich z. B. wirklich — leider, leider! — nicht nur „Unsinn", daß in einer Zeit, wo weithin Arbeits- und Absatzlosigkeit herrscht, „man doch nach Arbeitszeitverlängerung zwecks hoher Produktion schreit". Auch eine „sozialisierte" Wirtschaft würde diese Notwendigkeit nicht umgehen können, weil eben auch sie dem durch keine „Gesellschaftsordnung" wegzuschaffenden Zwang zu rationaler (nicht „hoher") Produktion unterstünde. Und daß man mit „gestreckter Arbeit" (durch zwangmäßiges Hineinstopfen der Arbeitskräfte in den verengten Arbeitsraum) den Wirtschaftsapparat mitsamt dem Arbeitsanstand nur ruiniert, damit auch die Not der Arbeitslosigkeit zuguterletzt nur vermehrt, — das haben uns doch diese letzten Jahre, scheint mir, wahrlich deutlich genug gezeigt.

Von denen, die diese Not unmittelbar erleiden müssen, können wir solche Einsicht ganz gewiß nicht verlangen; wohl aber von denen, die für unsäglich verbitterte Seelen sorgen sollen. Ich kenne das Grauen der Arbeitslosigkeit: man sage mir nicht, daß ich es unterschätzte! Doch wie furchtbar wird dieses Elend im Bewußtsein der Betroffenen durch die hier doch immer im Hintergrund stehende unwahre Behauptung gesteigert, daß nicht die Engigkeit des Daseinsraums selbst und die praktische Hilflosigkeit der „Wirtschaftsführer", sondern letztlich menschliche Kaltherzigkeit Tausende und Abertausende auf die Straße stieße! Gewiß: mit der bloßen Verlängerung der Arbeitszeit, so zwingend sie jetzt vielfach ist, kommen wir nicht voran! Denn man braucht willige Kämpfer, und schon dies eine Argument reicht völlig hin, sich mit allem Ernst um jede mögliche Verkürzung der Arbeitszeit zu bemühen.

Ich möchte überhaupt ausdrücklich betonen, daß ich mit Wünsch, wenngleich aus näherliegenden Gründen, eine planmäßige Einschränkung der Arbeitszeit notwendig und, wennschon nicht überall sofort und überall gleichmäßig, auch durchaus möglich finde. Und wir wären ja auch hier längst weitergekommen, hätte man nicht aus einer primär-betriebsorganisatorischen Aufgabe, die unter gegenseitiger Bereitwilligkeit an den Orten der Arbeit selbst schrittweis gelöst sein will, einen „Kampfpreis" gemacht. Diesen sozialen Militarismus christlich zu rechtfertigen, halte ich für unzulässig und schädlich, auch für sozialpolitisch verfehlt.

Bei allem denke ich auch an die höchst bedrohte Lage der deutschen evangelischen Kirche, die mir zunächst nichts dringlicher zu fordern scheint, als eine sehr viel größere religiöse Distanz gegenüber den Partei- und Klassenbefangenheiten unsrer Zeit.

Und zwar gegenüber allen! Denn es lag ja nur am Anlaß dieser Zeilen, daß ich mich hier vornehmlich gegen die Vermarxung christlicher Sozialethik wandte und die vielen sonstigen, ganz gewiß nicht minder peinlichen evangelisch-theologischen Anpassungen an einen verworrenen Zeitgeist bei Seite ließ.

Frankfurt a. M. Heinz Marr

Amerikanische Reisecindrücke

6. Kirche und Öffentlichkeit: bisherige Entwicklung

So oft man von deutschen Voraussetzungen aus die amerikanischen Verhältnisse studiert, wird man zwischen zwei Empfindungen hin und her getrieben. Einerseits fühlt man einen großen Abstand: die Kirche ist drüben anders, das öffentliche Leben anders und infolgedessen auch das Verhältnis beider zueinander. So verliert man die Lust zu vergleichen. Trotzdem wird man nach und nach, besonders angesichts gewisser einzelner Probleme, geradezu gedrängt, Vergleiche anzustellen. Sind doch bei aller Verschiedenheit der Äußerungen die Grundfragen auf beiden Seiten dieselben. Die Lösungen weichen von einander ab, aber die Aufgaben gleichen einander verblüffend.

Man weiß, daß der amerikanische Protestantismus von wesentlich anderen geschichtlichen Voraussetzungen herkommt als wir. Freikirchlich waren die Väter der Union. Sie zogen über das Meer, um dem staatlichen Zwang in den europäischen Kirchen zu entgehen. Ein Freikirchentum ohne Beeinflussung durch andere, außerkirchliche Mächte, wie etwa den König von England, wollten sie einrichten, und sie haben es auch getan. Noch jetzt stehen die Kirchen unabhängig vom Staat da. Angefangen von den großen Kirchenkörpern der Katholiken, Methodisten, Presbyterianer, Baptisten, Episkopalen, Lutheraner usf. bis zu den unübersehbaren Sekten und Sektchen (insgesamt wohl an die 200 und mehr), so lebt die Kirche in den Vereinigten Staaten unabhängig, unkontrolliert und ungestört vom Staat. Staatliche Beihilfe oder Kirchensteuer in unserem Sinn gibt es nicht. Religionsunterricht und theologische Ausbildung liegen in den Händen der Kirchen selbst. Für wie normal man diese freie Vereinsform kirchlicher Gemeinschaft hält, zeigte uns ein Tischgespräch. Wir fragten einen unserer Dozenten, zu welcher Denomination er gehöre. Die Antwort war: „In diesem Jahre bin ich Kongregationalist." Wir wunderten uns über das „in diesem Jahr" und erfuhren dann, daß zahlreiche Familien die Gepflogenheit haben, bei Beginn des Jahres sich zu überlegen, welcher Gemeinde sie im neuen Jahr ihre Unterstützung durch Beiträge, Mitarbeit usw. wollen zukommen lassen.

Im Kampf gegen unsere deutsche staatskirchliche Tradition berufen sich Freunde und Feinde der Kirche gern auf diese amerikanischen Zustände. Die „Trennung von Staat und Kirche" soll drüben ihr bestes Muster haben. Es ist auch nicht zu leugnen, daß eine Reihe von Vorzügen mit dem amerikanischen System zusammenhängt. Ich nenne deren drei. (Auf tiefere religiöse und besondere theologische Kräfte komme ich später zu sprechen.)

1. Eine unerhörte Wandlungsfähigkeit und Beweglichkeit der Kirchen, ebenso hinsichtlich der Methoden, wie der Ziele kirchlicher Arbeit. Man ist frei von jeder Bindung an starre Überlieferung. Schon rein räumlich wandern Kirchengebäude und Gemeinden hin und her. Es kommt vor, daß nach kaum vollendetem Neubau einer Kirche die Gemeinde sich bereits nach anderen Gebäuden umsehen muß. Die Personalgemeinden hängen ja oft mit der Nationalität zusammen. Manche Stadtviertel haben ein bestimmtes Gepräge, und wenn sich das ändert, zieht die ansässige Bevölkerung aus. In wenigen Jahren wird so etwa aus einem deutschen Viertel ein Italienerviertel, aus diesem wiederum ein Negerviertel usw. Daher sind viele Kirchen eigentlich immer unterwegs. Genau so wandlungsfähig sind dann die Methoden. Mitten in dem gewaltigen Lichtmeer moderner Nachtreklame tauchen auch die Kreuze, Losungsworte und Bibelsprüche der Kirchengebäude auf. „Das Kreuz über dem Broadway" nannte einer unserer Deutschen dieses Verfahren, als wir es in New York kennen lernten. Be-

rühmt ist, was in dieser Hinsicht der YMCA („Christlicher Verein junger Männer") alles leistet.

Nicht anders steht es mit den Zielen und Idealen, auf die sich jeweilen die kirchliche Arbeit hinbewegt. Auch sie wandeln sich mit der Geschwindigkeit und Regelmäßigkeit der Mode. So ist man jetzt über die Zeit der Zersplitterung hinausgekommen; denn der Wille zur Einheit ist so stark, daß trotz des Weiterbestehens der denominationellen Unterschiede in der tatsächlich gelebten Frömmigkeit die Einheit weithin vorherrscht. Unser Seminar zählte im Winter 24 Denominationen; dabei waren alle Gottesdienstfeiern gemeinsam, und als an dem ersten Gebetstag des Semesters das Abendmahl gefeiert wurde, amtierten drei Professoren von drei verschiedenen Kirchen, und es wurde kein Wort darüber verloren, daß die Teilnehmer an der Feier so bunt gemischt waren. Man hat eben in den letzten Jahrzehnten gelernt, daß es eine Einheit der Tat und des Lebens gibt, die möglich ist ohne Verzichtleistung auf den konfessionellen Charakter. Auf neue Bedürfnisse stellt man sich rasch mit neuen Losungen ein. Manchmal geht diese Wandlung so geschwind vor sich, daß selbst Amerikaner, die ein paar Jahre im Ausland gelebt haben, sich bei der Rückkehr wieder einleben müssen, als ob sie Einwanderer wären.

2. Ebenso groß ist die Leistungsfähigkeit des Freikirchentums. Im Durchschnitt gehören zu einer Gemeinde 250 bis 300 Mitglieder. Das bedeutet für die Staaten eine Zahl von 4 bis 500 000 Geistlichen. (Unsere Landeskirche in Hessen-Darmstadt müßte entsprechend statt ihrer 500 etwa zehnmal soviel, nämlich 5000 Geistliche haben.) Der Pfarrer ist infolgedessen eng verwachsen mit den Familien, die ihn unterhalten und für die er lebt. Die Gemeinden sind dörfliche Zellen inmitten des Massenbetriebs. In den guten Fällen findet das Gemeindeglied schlechterdings alles, was die Freizeit ausfüllen kann, in seiner Kirchengemeinde, nämlich nicht bloß religiöse und andere ernste Gelegenheiten, auch Schulung, Sport, Vergnügen bis zu Kino und Tanz, geselliges Leben bis hin zur Heiratsvermittlung, mit einem Wort: eine wirkliche Heimat.

Das geistliche Amt hat so Züge wiedergewonnen, die bei uns oft vergessen worden sind. Es ist das Amt eines wirklichen „Hirten" in der Gemeinde. Nimmt man dazu noch die stattliche Anzahl freiwilliger Hilfskräfte in der kirchlichen Arbeit und das wohlgegliederte Schulsystem, vom Kindergarten bis hin zur Abendschule für Erwachsene, so kann man diesem Kirchentum seine Achtung nicht versagen.

3. Schließlich fällt neben Wandlungsfähigkeit und Leistungsfähigkeit auch ein bestimmter Wesenszug auf, den man „Aktivismus" genannt hat. Vielleicht wäre es besser, ihn Offensivgeist zu nennen. Die Kirchen, und nicht die Kirchenfeinde, haben die Initiative. Eine Kirchenaustrittsbewegung in unserem Sinne ist undenkbar. Man muß umgekehrt von einer „Kircheneintrittsbewegung" sprechen. Denn die 45 %, die nach der Statistik zu einer christlichen Kirche gehören, werben eifrig unter den 55 %, die nicht angeschlossen sind. Wer also zu einer Kirche gehört, gehört „aktiv" dazu. Die Ursache für diese Haltung liegt besonders in einer Richtung. Das ist die ungeheure Aufgabe, den Strom der Einwanderer kirchlich zu erreichen.

Hunderttausende, ja Millionen von Menschen verlieren mit der Auswanderung nach Amerika die Beziehung zu ihrer kirchlichen Heimat in Europa. Es ist von Anfang an ein Hauptanliegen der Amerikaner gewesen, die Neu ankommenden auch geistig und religiös sich anzugliedern. Diese Aufgabe ist noch lange nicht gelöst; aber es muß mit aller Schärfe ausgesprochen werden, daß die Schuld an den Mißverhältnissen vor allem Europa trifft.

Denn die europäischen Länder haben mit wenigen Ausnahmen (englische Staatskirche!) sich um ihre Auswanderer nicht im geringsten gekümmert *). Gerade auch der deutsche Protestantismus hat, wenn man von Versuchen Einzelner absieht, seine Auswanderer einfach laufen lassen. Es ist eine ganz große Leistung der amerikanischen Christenheit, daß sie Kräfte genug besessen hat, um dem Lande bis auf diesen Tag wenigstens eine allgemein christliche Atmosphäre zu erhalten. Manche Wesenszüge an amerikanischer Kirchlichkeit, die den Europäer zur Ablehnung oder gar zum Spott reizen könnten, sind nichts weiter als die natürliche Folge unserer europäischen Versäumnisse. Ein ganz großer Teil der Schlagworte gegen Amerika fällt in Wahrheit auf diejenigen, die diese Schlagworte gebrauchen, zurück. Man sollte sich gewöhnen, über Auswüchse hinwegzusehen und den starken Angriffsgeist amerikanischen Kirchentums positiv einzuschätzen. Während unsere deutschen Kirchen vorwiegend defensiv arbeiten und Vorhandenes zu bewahren suchen, stehen die amerikanischen Kirchen in einem Kampf, der etwas von der hinreißenden Begeisterung äußerer Missionsarbeit an sich hat.

Das die Vorzüge! Sie scheinen starke Argumente für die Verfechter einer radikalen Trennung zwischen Kirche und Staat zu liefern. Doch so einfach ist es mit dieser Schlußfolge nicht. Wenn man schon die amerikanischen Verhältnisse heranzieht, dann muß man sie völlig heranziehen. Man nimmt dann wahr, daß von einer radikalen Trennung im Sinne französischer und deutscher politischer Agitation in Amerika gar nicht die Rede ist. Denn — mag auch die förmliche Bindung zwischen Kirche und Staat fehlen, so liegen tatsächlich zwischen Kirche und Öffentlichkeit, ja auch dem Staat zahlreiche Beziehungen vor. Mit Nachdruck wirbt das Beispiel des amerikanischen Präsidenten, etwa am thanksgiving day (dem nationalen Danksagungsfest), für die Kirche. Im Oktober 1925 hielt der jetzige Präsident eine vielerörterte Rede über die Notwendigkeit der Religion für das öffentliche Leben vor dem National-Konvent der Kongregationalisten, zu denen er gehört. Für deutsche Beobachter ist ferner auffällig, wie häufig führende Kirchenleute, insbesondere aus dem „Y" (übliche Bezeichnung für den YMCA) auf politische Posten berufen werden. Einem John R. Mott wurde sogar der besonders wichtige Botschafterposten in Peking angeboten! Die Geistlichen genießen in der Öffentlichkeit Vorrechte, die Niemand sonst hat; z. B. bekommt jeder Reverend — einerlei ob Inländer oder Ausländer — auf ein Zertifikat hin Preisermäßigung für Bahnfahrten bis zu 50 %. Tatsache ist also, daß neben der formalen Trennung eine tatsächlich sehr enge Verbindung zwischen Kirche und Öffentlichkeit besteht.

Auf die Frage nun, warum denn die Vertreter des Kirchentums derartige Anerkennung finden, muß man besonders auf zwei Tatsachenreihen hinweisen. Einmal haben die Kirchen eine innerpolitische Bedeutung. Sie sind das wichtigste Instrument für die Assimilierung der neuen Einwanderer, der sogenannten „Grünhörner". Das amerikanische Volk würde sich in wilden inneren Kämpfen aufreiben, wenn nicht als eiserner Zwang zur Einheit ein standard amerikanischen Lebens Jedem alsbald nach der Einwanderung aufgenötigt würde. Dieser Standard beginnt bei den Äußerlichkeiten der Hut- und Kleidermode und macht nicht Halt vor moralischen und politischen Gesinnungen. Dieser Standard ist eine bestimmte Summe von Forderungen, denen sich schlechterdings Niemand entziehen darf. Er wird symbolisiert in der Flagge und wird besonders gepflegt durch die Kirchen. Nicht umsonst hängt in jeder Kirche und vor allem in Schulen und Gesellschaftsräumen stets das Sternenbanner.

Ebenso bedeutend ist die politische Wirkung der Kirchen nach außen. Das Stichwort „Mission" mag genügen.

*) Das Verdienst unsrer Auswanderermission liegt auf anderm Gebiet.

Wenn heute unter 29 000 protestantischen Missionsarbeitern 10 000 von den Vereinigten Staaten herkommen, und wenn im Jahre 1923 in einem Gesamtvoranschlag der Missionsausgaben von 70 Millionen Dollar 45 Millionen auf die USA entfielen, so mag man an solchen Ziffern ablesen, wie hoch der Wert der Mission für die Kulturpolitik des Staates dort eingeschätzt wird. Es kommt dabei dem gegenseitigen Verständnis von Politik und Mission zugute, daß die Union einer direkten Eroberungs- und Ausbeutungspolitik abhold ist und Kulturpropaganda bevorzugt. Man denke nur an die geschickte Weise, mit der nach dem sogenannten Boxerkrieg die Union als einziger Staat auf eine Kriegsentschädigung

Das Heim
der Freunde der Christlichen Welt
in Friedrichroda

unter dem Druck gesellschaftlicher Stellung. Gerade unsre größten Missionsgebiete, Südafrika, Suriname, Westindien und Mittelamerika leiden darunter empfindlich. Die schlechten wirtschaftlichen Verhältnisse Surinames beschäftigen die verantwortlichen Kreise in Mutterland und Kolonie von Jahr zu Jahr mehr. Unser Geschäftsleiter in Paramaribo, zur Zeit wohl der beste Kenner der kulturellen und sozialen Verhältnisse des Landes, hat sich kürzlich in mehreren beachtenswerten und veröffentlichten Vorträgen darüber verbreitet; und man erwägt in Holland, wie Abhilfe geschaffen werden kann. Der Hauptgrund der Notlage ist der Rückgang des Landbaues, dieser Grundlage jeglicher Volkswirtschaft. Es fehlt im Lande selbst an einem genügenden Markt für Feld- und Gartenprodukte, während die Weltmarktpreise für Obst, Kaffee und Kakao oft so niedrig waren, daß sich das Ernten kaum lohnte. So schreitet der Vorgang, der sich schon seit Jahren angebahnt hat, weiter fort: die Kreolen wandern vom Lande in die Stadt und vermehren dort die arbeitslose Masse, die unter den günstigen Lebensbedingungen der Tropen wohl nicht zum Verhungern kommt, aber doch unter sehr schlechten Ernährungs- und Wohnungsverhältnissen dahin lebt und nicht das Bild eines starken, zukunftverheißenden Volkes abgibt. Wo sie aber abwandern, fallen die Plantagen oder Kostgründe entweder der Verwilderung und dem Urwald anheim oder die asiatischen Einwanderer, Britisch-Inder wie Javanen treten an ihre Stelle und suchen die Ungunst der Verhältnisse zu überwinden. Die Auswirkungen dieser Wirtschaftslage spürt natürlich auch die Mission. Die Landgemeinden gehen an Mitgliederzahl zurück, und die Kirchensteuern werden lässig gezahlt.

In Südafrika sah es in den letzten zwei Jahren etwas besser aus. Landwirtschaft und Gartenbau gaben infolge ausgiebigen Regens gute Ernteerträge. Dann aber litten die Felder wie die Viehbestände wieder unter Dürre wie Heuschreckenplage. Und in Mittelamerika zerstörte Mehltau ganze Bananenpflanzungen, so daß nur die zwei hauptsächlichsten Fruchtgesellschaften ihren Dampferverkehr mit den Vereinigten Staaten, auf die das Land angewiesen ist, aufrecht erhalten konnten. Die mit viel Geldaufwand vor einem reichlichen Jahrzehnt mitten im Urwald begonnene Goldschürferei und die große Mahagoniholz-Ausfuhr sowie mancherlei andere Produkte des Landes machen sich zur Zeit nicht mehr bezahlt, so daß nur noch eine große Handelsgesellschaft aus den „Staaten" eine Reiskultur und -Ausfuhr im großen Stil vorbereitet, was hoffentlich auch den Angehörigen unserer Kirche zugute kommt.

Wirtschaftlich am schwersten betroffen war längere Zeit hindurch Westindien. Abgesehen vom letzten Orkan wird von Jamaika und den Kleinen Antillen viel Klage geführt über Trockenheit, Preisrückgang der Produkte, schlechten Geschäftsgang, Arbeitslosigkeit, Maul- und Klauenseuche, Mangel an barem Geld und Auswanderung. Auch viele unserer Kirchkinder mußten sich in Kuba lohnenderen Verdienst suchen.

Auch der Handel, den unsre Mission mit den Eskimos und zu deren Gunsten in Labrador und Alaska treibt, konnte nicht mehr den Ertrag hergeben wie vor dem Krieg. Die zum Teil kostbaren Felle der nordischen Pelztiere, Fuchs und Bär, Kaninchen, Wiesel, Marder usw. sowie die Produkte Lebertran und dergleichen erzielten auf dem Markt in London und New-York längst nicht mehr den Preis wie früher.

Hier richten wir einen Blick darauf, wie unsre Missionare ihren Pflegebefohlenen helfen, um ihre wirtschaftliche Lage zu bessern. Ausführlich können wir hier ja von den Missionaren als Kulturträgern nicht reden; aber Manches davon aus den letzten Jahren interessiert in diesem Zusammenhang. So sind unsre Missionare in Suriname schon seit Jahren auf Hebung des Landbaues bedacht und haben zu diesem Zweck ganze Plantagen in Bewirtschaftung genommen und ein Lehrlingsheim gegründet, in dem Lehrlinge für die Landwirtschaft herangebildet werden. Nun sich diese aber allmählich genügende Kenntnisse angeeignet hatten, war die Lage inzwischen so geworden, daß viele zur Auswanderung genötigt wurden, um ihre Kenntnisse verwerten zu können. Auch Handwerker und Kaufleute wurden herangebildet, für solche aber ist die Arbeitsmöglichkeit noch geringer.

Im Kaffernlande suchte ein Missionar einen Landwirtschaftlichen Verein ins Leben zu rufen, damit die Leute den Landbau rationeller betrieben; er holte Wanderredner für dieses Fach herbei, aber er fand noch wenig Verständnis für seine gute Absicht. Ein anderer Missionar legte eine Talsperre an, die auch einwandfrei arbeitete und so den Wasserzufluß für die trocknen Monate regelte. — Im glühenden Kalifornien ließ der Missionar artesische Brunnen graben, die für die Berieselung der Ländereien von großem Nutzen sind. Hoffentlich kommt

es dort bald zu der geplanten Musterfarm, durch die die Arbeit der Indianer nutzbringender gestaltet werden soll. Sicher wären diese dafür zu haben, denn sie staunen ja die ganze Kultur der Weißen, die im Auto dahin sausen und durch den Draht sprechen können, an.

Und was sagten die Eskimo in Alaska, als zwei Missionare mit Hilfe eines Ingenieurs, der zufällig zu Besuch kam, ein großes Motorfrachtboot bauten, das seine Jungfernfahrten tadellos zurückgelegt hat! Auch den Gartenbau heben dort unsere Brüder. Kürzlich war einer auf kurzem Urlaub in den Vereinigten Staaten und brachte von dort Hyazinthenzwiebeln und die verschiedensten anderen Frühlingsblumen mit, um die in Alaska eingerichteten Gärten nicht mehr bloß mit Gemüse aller Art zu bestellen, sondern auch mit Blumen zu versehen, wie solche unsere Missionare schon in Grönland hie und da gezogen hatten. — Volkshebung bewirkt auch der Radioapparat, der nun schon auf unsern nördlichen Stationen und zwar im südlichen Labrador eingezogen ist. Da hat ein dort besuchender Nordpolfahrer Antennen auf den Missionshäusern einrichten lassen und einen Empfangsapparat geschenkweise überlassen, so daß nun die Missionare in ihrer Einsamkeit Predigten und Konzerte aus New-York hören können. Auch unser Labrador-Missionsschiff, das alljährlich an jene unwirtliche Küste fährt und so peinlich auf Wind und Wetter achten muß, erfreut sich jetzt eines Radioapparates und kann nun täglich die Wetterberichte vom Pariser Eifelturm aufnehmen, was für die schwierige Besegelung der nordischen Gewässer mit ihren Eisbergen von unschätzbarem Wert ist.

Auch auf dem Gebiet der Schule und Erziehung ist man immer weiter auf die Hebung der Eingeborenen bedacht. In letzter Zeit hat man mehrere Kinderheime eingerichtet: ein neues Waisenhaus in Alaska, ein Internat für Eskimobuben und -Mädchen im Süden Labradors, zwei Kinderheime in Suriname für Kreolen und Britisch-Inder sowie ein drittes für Javanen; auch in der Aussätzigenkolonie in Suriname hat man jetzt die kranken Kinder in ein Haus zusammen genommen, um sie vor allzu enger Verbindung mit den kranken Eltern und somit vor Ansteckung zu bewahren. Hat die Krankheit eben erst eingesetzt, so ist dank des neuen Heilmittels die Möglichkeit der Heilung gegeben, wenn die Patienten allzu häufigen Verkehr mit den älteren Kranken meiden. Wunderbare Erfolge haben unsere Missionsärzte gerade in den letzten Jahren der Lepra gegenüber erzielt. Auch in unserm Jerusalemer Heim sind schon Heilungen vorgekommen. Und im früheren Deutschostafrika wird der Kampf mit der Schlafkrankheit langsam, aber wie es scheint, siegreich geführt. Ja einer unserer dortigen Diakonissen gelang es, durch ihre Arbeit als Geburtshelferin in das Heim, an das Herz der Mohammedaner zu kommen.

Auch neue Literatur in der Eingeborenensprache und allerhand Kunst trägt die Mission hinaus. Im letzten Jahr wurde das neue kaffrische Gesangbuch fertiggestellt, das unsere Missionare zusammen mit den Berlinern bearbeitet haben, und das jetzt in Herrnhut durch die Presse geht.

Eines schnellen Aufblühens erfreut sich der Posaunenchor bei den Aussätzigen in Suriname, wie ähnliche Chöre bei den Eskimo, Negern, Kaffern und Australiern Anklang gefunden haben. Wie musikalisch sind doch die Eingeborenen da und dort. Die Eskimo sind besonders gute Organisten. Die Afrikaner freuen sich immer, wenn das Harmonium „weint", und selbst im Urwald Nikaraguas wollten die noch ganz ursprünglichen Heiden, als der Missionar einmal erschien, durchaus singen lernen und baten immer wieder um Belehrung über Tonfolge und Liedertexte. Anfangs hatte ihr Singen dem Krähen der Hähne geglichen.

Empfindliche Hindernisse bereiten unsrer Arbeit

2. Konfessionelle Schwierigkeiten.

Rom drängt immer weiter vor. Mit seinem stets gefüllten Säckel erweitert es sein Schulwerk, besonders in Suriname, so daß es den Regierungsschulen fast gleichstehen wird. In Nikaragua landete vor wenigen Jahren plötzlich ein „Bischof für Mittelamerika" mit einigen Nonnen; und bald darauf las man an einem Haus der Stadt Bluefields: „Nonnenkloster". Von diesem neuen Zentrum aus wollten sie einen neuen Angriff auf unser Schulwerk eröffnen, das die katholisch orientierte Regierung schon vor bald zwei Jahrzehnten plötzlich völlig brach gelegt hatte. Im Nordgebiet des früheren Deutschostafrika drängen die Katholiken immer dichter an unsere Stationen heran, und im Njassagebiet erstreben sie die Erwerbung manches früheren evangelischen Missionsbesitzes. In einem Fall wäre es ihnen fast geglückt. Aber der Bote einer deutschen Mission kam ihnen durch seinen beschleunigten Lauf zur Regierungsstelle um einige Stunden zuvor. — Auch mit dem Islam gibt es in Ostafrika erneut harte Kämpfe. Durch den Ansturm Frankreichs auf das Riffgebiet soll die Wut der Mohammedaner gegen die Europäer und ihre Religion maßlos gesteigert sein. Sie antworten mit heftigen Angriffen auf das Christentum sowie mit Moscheebauten und Niederlassungen da und dort im Abendlande. — Endlich ist der Buddhismus zu nennen, der im November vorigen Jahres als Gegenstück zu Stockholm in Tokio einen großen Religionskongreß abhielt, um alle seine Anhänger zu einer Front gegen das Christentum zu sammeln. Davon haben wir besonders im Himalaja etwas zu spüren.

3. Die Freiheitsbewegungen.

Auch sie, die jetzt nach dem Krieg in aller Welt aufleben und an Kraft zunehmen, hinderten unsere Arbeit, besonders in Südafrika und Mittelamerika. Der Schulstreik in Lovedale war einer der ersten Ausbrüche des neubelebten Freiheitstaumels; er zog seine Kreise weit durch das Land. Die Schüler behaupteten, nicht mehr Mais essen zu können. Mais, die Hauptnahrung der Kaffern! Sie zogen mit einer roten Fahne, deren Bedeutung sie im Kriege kennen gelernt hatten, durch die Straßen vor das Haus des Direktors. Als dieser sie beschwichtigen wollte, traf ihn ein Stein an die Stirn, so daß er sich zurückziehen mußte. Die Jugendlichen steckten das Vorratshaus in Brand und warteten nun auf den Höhen, was werden würde. Man hat sie entlassen. Sie aber trugen nun den Geist der Aufsässigkeit durch die ganze Gegend, auch in unsere Gemeinden hinein. — Weiter trat ein Kaffernprophet auf (Mgigima) und weissagte den Leuten, daß sie, da sie ja mit den Juden verwandt seien und die Beschneidung beobachteten, Anteil am heiligen Lande bekommen sollten, Jehova werde sie nach Palästina führen. Um bereit zu sein, müßten sie ihr Vieh verkaufen. Leider ließen sie sich betören und zogen in die Nähe unserer Station Silo, bauten sich Blockhäuser, raubten da und dort Lebensmittel und trieben es so mehrere Monate. Die Regierung wollte keine Märtyrer schaffen, ließ aber schließlich doch ein Ultimatum — Rückkehr in ihre Heimat — stellen, sonst würden Maschinengewehre vorfahren. Aber die Ärmsten hatten gehört, die Kugeln würden sich in Wassertropfen verwandeln, darum blieben sie; die Folge war, daß die Maschinengewehre ihre Tätigkeit begannen; in zehn Minuten war die Schlacht entschieden. Die Übriggebliebenen zerstreuten sich und trugen nun auch ihrerseits die Funken der Unzufriedenheit gegen die Weißen ins Land, auch in unsere Gemeinden. Nicht Wenige werden auch in die Arme der äthiopischen Kirche geflüchtet sein, die ja den Sammelplatz aller mit Kirche und Staat Unzufriedenen darstellt.

Auch in Mittelamerika gärt es. Dort hat man sogar eine black star line gegründet, mit der Idee, daß gleichsam ein Schiff kommen und die amerikanischen Neger aufnehmen solle, um sie in ihre Heimat Afrika zurückzu-

schaffen, damit sie dort ihr Land wieder in Besitz nehmen und die Weißen aus Afrika verdrängen könnten. Selbst bis in die äußersten Winkel Afrikas schlagen diese Unabhängigkeitsbestrebungen ihre Wellen. Ein Beispiel: Unser Missionar Gemuseus, der jetzt wieder nach Njassa zurückkehren konnte, fand dort unter den Schülern seines Fortbildungskursus einige, die eine große Karte von der neu verteilten Welt betrachteten und dazu sich äußerten: „Da haben ja alle Völker der Erde ihr Land wiederbekommen, nur wir schwarzen Afrikaner noch nicht." Und als Bruder Gemuseus die Sache berichtigen wollte, da hieß es: „Früher waren wir noch dumm, und Niemand konnte lesen und schreiben, jetzt ist das anders"; aus der weiteren Unterhaltung ging hervor, daß sie sogar über das europäische Weltgeschehen gut orientiert waren, sogar über die Ruhrbesetzung! Wenn der Ansturm der Europäer auf das Njassaland, der jetzt schon einsetzt, weitergeht und die neue Eisenbahn fertig ist, werden diese Ideen schnell durch ganz Ostafrika getragen sein.

4. Lichtblicke, ja viel Segen.

Große Taufeiern in Ostafrika, Bekenntnisse, Übertritte namhafter Heiden, öffentliche Verbrennungen von götzendienerischen Gegenständen mitten im Urwald von Suriname. Was es bedeutet, wenn nach hartem Kampf zähe Heiden zu solcher Umstellung ihres Innern kommen, das kann nur der werten, der es gesehen hat. Ferner entstanden Erweckungen im Njassagebiet und vor allem eine wunderbare Bewegung mitten in den heidnischen Waldregionen Nikaraguas: Auf einen Traum hin baute dort ein Dorfschulze mit voller Zustimmung seiner Dörfler dem unbekannten Gott, der ihn hatte genesen lassen, ein Bethaus und holte dann einen unserer Missionare zehn Tagereisen weit herbei, damit er ihnen zeigen sollte, wie man diesem Gott dient. Und der Missionar kam; über Stromschnellen, an gefährlichen Sandbänken vorüber, auf denen die Krokodile lagerten, so daß man nachts kein Auge zutun konnte, ging die Fahrt in jenes Dorf. Er unterrichtete die Leute bei mehreren Besuchen, und heute, nach wenig mehr als zwei Jahren, sind schon nicht weniger als 400 Menschen Christen, von denen 264 an einem Tag die Taufe empfangen konnten!

Dazu winken neue Aufgaben, denen gegenüber der Geldmangel eine entsetzliche Behinderung ist: die Einrichtung von Evangelistenschulen besonders in Alaska, Njassa, Nikaragua und Kaffernland. In Nikaragua ist die Anlegung zweier Stationen zur zwingenden Notwendigkeit geworden, die eine in jener Gegend, von der wir sprachen, die andere an einem neuentstehenden Handelsplatz, von wo eine Gesellschaft Reis in großem Stile ausfahren will. In Suriname hat sich eine große Aluminiumgesellschaft mitten im Urwald eine Siedlung geschaffen; sie will dort gegen 2000 Arbeiter beschäftigen, eine Bahn bauen und eine Stadt gründen; da muß auch die Mission hin, denn viele Hunderte der Arbeiter gehören zu unserer Kirche. Ferner müssen wir nach Cuba und Curaçao, wohin Leute von Jamaika und Suriname in Scharen ausgewandert sind. Und endlich hat sich ja unser altes Njassafeld, einst unser blühendes Missionsland, uns wieder geöffnet. Dorthin reist jetzt ein zweiter Missionar, und ein dritter soll folgen. So dürfen wir wieder arbeiten an einer Bevölkerung von 80—100 Tausend intelligenter und fürs Evangelium empfänglicher Menschen, die unseren ersten Missionar mit Jubel empfingen und es nicht erwarten können, bis andere folgen.

Alles in allem: Wir leben in einer großen Stunde der deutschen Mission. Sie ist von den Angelsachsen wieder als unentbehrlicher Bestandteil der gesamten evangelischen Mission anerkannt und auf die früheren Arbeitsfelder zurückgerufen worden. Das ist Gottes Stunde und neben den vielen Sorgen der größte Segen unserer gegenwärtigen Zeit!

Herrnhut Theodor Bechler

Eine werdende Welt

5. Deutscher und evangelischer Wiederaufbau in Palästina und Ägypten

Der Weltkrieg und sein Ausgang hat auf die Stellung des Deutschtums und deutscher und evangelischer Arbeit im nahen Osten zunächst vernichtend gewirkt; mit dem völligen Zusammenbruch der früheren Türkei brach vorerst auch die starke Stellung des Deutschtums im vorderen Orient fast völlig zusammen. Bei Licht gesehen war allerdings diese Stellung des Deutschtums im vorderen Orient niemals so stark, wie deutsche Orientschwärmer es sich einbildeten. Politisch hatten wir nur in der ehemaligen Türkei starke Möglichkeiten, aber auch da schwankte unser Charakterbild von der Parteien Haß und Gunst verwirrt. In Ägypten hatte Deutschland sich, seitdem Bismarck 1882 England und Frankreich bewußt dort wie im ganzen Mittelmeer freie Hand ließ, politisch desinteressiert. Dagegen bedeutete es in der Tat wirtschaftlich eine Macht in immer wachsendem Maße von Konstantinopel bis Bagdad, von Stambul bis Aleppo und Jerusalem, von Alexandria bis Assuan. Selbst in dem unter stärkster englischer Beeinflussung stehenden Ägypten war die deutsche Wirtschaftsposition besonders im Export, aber auch im Import wie im Bankwesen durchaus beachtlich.

Mit dieser erstarkenden Wirtschaftsposition hielt allerdings die deutsche Stellung auf dem weiten Gebiete der Kultur nicht Schritt. Die Zahl und Größe der deutschen Schulen im Gesamtgebiete der ehemaligen Türkei, auch in Palästina, konnte sich bei weitem nicht vergleichen mit dem französischen, englischen, amerikanischen, ja italienischen Schulwesen im Orient. Bewußte, finanziell vom Staat aus unterstützte Kultur-Propaganda trieben in großem Maße eigentlich nur Frankreich und Italien. So waren auch die deutschen Schulen in Ägypten (Alexandria und Kairo) zwar an sich durchaus beachtenswert; aber im Vergleich mit dem französischen, englischen und griechischen Schulwesen vermochten sie doch keinen starken Einfluß auf die Kulturpsyche der einheimischen Bevölkerung auszuüben. Von allen Seiten in Deutschland wurde nicht genügend beachtet, daß die Stärkung des Kulturzusammenhanges mit dem Auslandsdeutschtum und die Verbreitung deutscher Kultur in deutschen Einflußgebieten Voraussetzung für den Bestand politischer und wirtschaftlicher Macht bildet. Ein bedeutsamer Teil der deutschen Kulturkraft im nahen Orient lag in den evangelischen Kirchengemeinden, die von selbst zu wesentlichen Trägern deutscher Art, Sprache, Gesinnung und Kultur wurden; die Lebensfähigkeit und der Bestand der deutschen Kolonien erschienen erst dann gewährleistet, wenn deutsche Kirche und deutsche Schule die Voraussetzungen dazu schufen.

Das in und nach dem Kriege zusammengestürzte Gebäude deutscher Arbeit in Palästina und Ägypten galt es wieder aufzubauen. Man ist doch erstaunt, daß dieser Wiederaufbau schneller vor sich gegangen ist, als vielfach erwartet wurde. Dabei hatte es das Deutschtum in Palästina sehr viel leichter als das in Ägypten. Schon daß dort bis 1917 die Arbeit ungestört, ja in vergrößertem Maßstabe fortgesetzt werden konnte, ließ die Unterbrechung von 1917 bis 1920 nicht so gefährlich werden. Hinzu kam, daß zwar die Bewohner der deutschen Kolonien von Jaffa, Sarona, Wilhelma und Jerusalem in Zivilgefangenschaft nach Ägypten abgeführt wurden, daß aber Haifa mit den beiden galiläischen landwirtschaftlichen Kolonien Waldheim und Bethlehem von diesem Schicksal verschont blieben. Entscheidend für den schnellen Wiederaufbau der deutschen Stellung in Palästina aber war, daß die englische Mandatsmacht die etwa 3000 Deutschen — zumeist Anhänger des „Tempels" und ganz überwiegend in landwirtschaftlicher Arbeit stehend — als nützlich für

die fortschreitende Kolonisation Palästinas sowie als „neutrales" Element in dem vom Gegensatz Judentum — Arabertum zerspaltenen Lande ansah. So wurden die Palästina-Deutschen, die politisch niemals hervorgetreten waren und wirtschaftlich keine Konkurrenz, sondern sogar eine Förderung englisch-palästinischer wirtschaftlicher Bestrebungen bedeutet, verhältnismäßig frühzeitig wieder in das ihnen zur Heimat gewordene Land, in das vor mehr als 75 Jahren schon ihre Vorväter eingewandert waren, zugelassen; ja England machte von dem Recht der Liquidation des deutschen Eigentums, das ihm nach dem Vertrag von Sèvres in dem ehemals türkischen Palästina bis zum 5. August 1925 zustand, mit einer einzigen Ausnahme keinen Gebrauch. Freilich sind die Lasten, die fast alle zurückgekehrten Deutschen mit vorbildlicher Treue für die Erhaltung ihres Deutschtums tragen, sehr groß; wenn man z. B. daran denkt, daß die kleine Zweigkolonie von Haifa „Waldheim" in Galiläa, die nicht viel mehr als hundert Seelen zählt, für ihre Kinder eine eigene deutsche Schule mit einem fest angestellten Lehrer unterhält, so wird die Belastung deutlich.

Das Schicksal dieser deutschen Kolonien in Palästina für die Zukunft läßt sich schwer bestimmen. Ein weiteres Anwachsen und weitere Ausdehnung kommen vorläufig kaum in Frage, da ein vergrößerter Landankauf fast zur Unmöglichkeit geworden ist. In späteren Zeiten wird die Konkurrenz der erstarkten zionistischen Siedlungen einsetzen; wirtschaftlich aber werden sich die deutschen Kolonien, die in Genossenschaftsform fest gegründet sind, wohl halten können. Schwieriger ist es, ihre zukünftige geistige Struktur zu bestimmen. Auch diese Kolonien sind aus ihrer früheren fast völligen Abgeschnittenheit von der Entwicklung außerhalb Palästinas jetzt durch die veränderte Lage des gesamtpalästinensischen Problems herausgerissen; sie haben sich jetzt nicht nur mit der arabischen Landbevölkerung, mit der sie vorzüglich auskamen, sondern auch mit der Politik der englischen Mandatsmacht sowie mit dem Beginn der Verwirklichung der zionistischen Ideen auseinanderzusetzen; sie sind Europa sehr viel näher gerückt als früher, und doch sind sie viel enger als früher mit der neu-werdenden Welt des Ostens verbunden. Vorläufig aber noch sind sie wie starke, festgefügte, fruchtbare Inseln in einem fremden Strom. Sie werden manchen Sturm aushalten können.

Ein tragisches Geschick ist es, daß dieses sozial fast einheitliche palästinische Deutschtum „kirchlich" gespalten ist. Der weitaus größte Teil der Ansiedler, der in geschlossenen Kolonien lebt, gehört zu der Tempelgemeinde, die, aus schwäbischen eschatologisch-pietistischen Kreisen der Mitte des vorigen Jahrhunderts hervorgegangen, den Versuch machte, in Palästina das Reich Gottes zu erbauen und zu erwarten. Der Enthusiasmus verflog, die Eschatologie spielt keine Rolle mehr; geblieben sind tüchtige, auf nüchternster Ethik beruhende, aller kirchlichen Form und sakramentalen Symbolik abgeneigte Gemeinwesen; Eschatologie, Pietismus und Reichgotteshoffnung wurden rationalisiert. Was sich daraus ergab, ist der berufstüchtige, ehrbare, sittlich starke Mensch, der sich seiner Verantwortung vor Gott bewußt ist, aber es fehlt der Impuls aus der innersten Kraft der von Gott berührten Seele. So konnte es nicht ausbleiben, daß sich in fast allen Kolonien aus Zugewanderten und Abgesplitterten evangelische Kirchengemeinden bildeten, kleiner als die Tempelgemeinden, aber auf Palästinas Boden von erfreulicher Bewegtheit. In Haifa wie in seiner Filiale Waldheim, in Jerusalem wie in Jaffa ist jetzt evangelisches Gemeindeleben wieder lebendig; am schnellsten hat sich Haifa erholt, während in Jaffa bei der geringen Zahl der evangelischen Deutschen eine eigene Pfarrstelle noch nicht wieder nötig und möglich ist. Erfreulich, daß das Verhältnis zu den Tempelgemeinden durchaus gut ist, daß das Schulwesen gemeinsam geordnet und auch sonst Hand in Hand gearbeitet wird. Zu wünschen bleibt, daß die Schule der Kirchgemeinde Jerusalem, die noch geschlossen ist, als höhere Schule für alle Palästinadeutschen sich bald auftun kann, um die auch hier dringend notwendige Führerschicht heranzubilden. Im Übrigen wurde auch den Kirchengemeinden ihr kirchliches Eigentum, das durch die englische Mandatsmacht beschlagnahmt war, völlig freigegeben, wenn gleich es zum Teil noch, wie z. B. das Pfarrhaus und die Schule in Jerusalem, an englisch-palästinensische Behörden vermietet ist. Zwangsweise liquidiert wurde zu Gunsten des englischen Zweigs des Johanniterordens nur ein kleines Stück des noch nicht bebauten Teils des mitten in der Stadt Jerusalem gelegenen Muristan-Grundstückes, auf dem die deutsche Erlöserkirche und das Muristan-Gebäude steht, das jetzt als Wohnung für den Propst und als Seminar für die Kurse des deutsch-evangelischen Instituts für palästinische Altertumskunde dient. Daß diese archäologischen Lehrkurse unter Leitung von Professor D. Alt-Leipzig seit 1924 wieder begonnen haben, ist auch ein Zeichen neu erwachenden deutsch-evangelischen Lebens in Palästina. Allerdings wird das Institut, das seit dem Abgang seines früheren Direktors D. Gustaf Dalman ohne hauptamtlichen Direktor ist, ohne baldige Ernennung eines solchen in Palästina lebenden Direktors nicht gegen die ähnlichen Institute anderer Nationen und Religionen ankommen können. Bei dieser Neuorganisation wäre zu überlegen, ob nicht durch eine Teilung des Instituts in eine spezifisch archäologische Abteilung streng wissenschaftlichen Charakters und in eine zweite Abteilung, die Pfarrern, Religionslehrern usf. die Kenntnis Palästinas zum Verständnis der Bibel vermittelte, ohne an die strenge Wissenschaftlichkeit reiner Archäologie gebunden zu sein — ob nicht durch diese Zweiteilung die archäologische Wissenschaft mehr noch als bisher zu ihrem Recht kommen und zugleich das Bedürfnis nach der Kenntnis des Heimatlandes Jahves und Jesu und seiner Geschichte durch Augenschau und in wissenschaftlicher Arbeit im Lande weithin befriedigt werden könnte.

Eine günstige Entwicklung nehmen auch die Anstalten in Palästina, die man im weitesten Sinne des Wortes zu den evangelischen Missionsanstalten rechnen kann. Das Kaiserswerther Diakonissenhospital arbeitet schon seit einigen Jahren wieder unter der Leitung der Diakonissin Theodora von Barkhausen, die sich während des Krieges und danach unvergeßliche Verdienste in ihrem Eintreten für die deutsche Kolonie und die evangelischen Anstalten erworben hat. Man sollte nur wünschen, daß diesem deutschen Krankenhause größere Geldmittel zur Verfügung ständen, damit es gegenüber den anderen Hospitälern, die zum Teil verschwenderisch ausgestattet sind, nicht ins Hintertreffen gerät. Die Kaiserswerther Mädchenerziehungsanstalt Talitha Kumi, die bis vor kurzem von den Engländern besetzt war, soll in diesem Jahre wieder ihre Arbeit beginnen, vielleicht in Verbindung mit einer Haushaltungsschule. Das syrische Waisenhaus von D. Schneller leistet auch schon seit Jahren wieder — und jetzt auch unabhängig von einem amerikanischen Komitee — seine besonders erfreuliche und notwendige Arbeit; es muß aber erreicht werden, daß in ihm die deutsche Sprache neben der arabischen und englischen als Unterrichtssprache zugelassen wird. Erst dann wird es wieder seine alte Stellung unter den deutschen Anstalten einnehmen. Das Aussätzigen-Asyl „Jesushilfe" hat seine Tätigkeit, die auch heute noch dringend notwendig und infolge der neueren Heilmethoden nicht so aussichtslos wie früher ist, während des ganzen Krieges fortsetzen können; allerdings ist leider seine Leitung vom deutschen Zweig der Brüdergemeinde losgelöst worden, es arbeiten zum Teil aber noch deutsche Schwestern dort. Das gewaltige Kaiserin Auguste-Viktoria-Hospiz auf dem Skopus wird zur Zeit noch von dem englischen Oberkommissar für Palästina bewohnt. Es wird sich empfehlen, diese großartige

Stiftung bei dem wachsenden Reise- und Pilgerverkehr nach Palästina zu einem vorbildlichen deutsch-evangelischen Hospiz auszubauen; das kleine deutsche Johanniterhospiz im ältesten Teil der Stadt genügt schon lange nicht mehr den Anforderungen. Erwähnt sei noch, daß auch der Jerusalem-Verein mit seiner Sorge für die evangelischen Araber, besonders in Bethlehem und Umgegend, und mit seiner Hilfe für die kirchliche Versorgung der deutsch-evangelischen Gemeinden Palästinas wieder begonnen hat. Wohl nirgends in der Welt ist der deutsch-evangelische Wiederaufbau nach dem Kriege so reibungslos und unter solch glücklichen Auspizien vor sich gegangen wie in Palästina.

Wesentlich anders liegen die Dinge schon in Ägypten. England hat seit Jahrzehnten die deutsche wirtschaftliche Tätigkeit in Ägypten als Konkurrenz empfunden; in der Tat bedeuteten die nicht großen deutschen Kolonien in Ägypten — es lebten dort etwa 3000 Reichsdeutsche — eine immer mehr wachsende wirtschaftliche Macht. Sie hatten sich auch allmählich eine geistige Position durch ein gutes Schulwesen, stärkere Sprachenpropaganda und durch eine deutsche Zeitung geschaffen. Politisch trat das Deutschtum selbst auch vor dem Kriege dort kaum hervor; es hatte aber an der deutschfreundlichen Stellung des früheren Khediven Abbas Hilmi des Zweiten einen starken Rückhalt. England benützte die Gelegenheit des Krieges, um diese deutsche Position durch Ausweisung sämtlicher Deutscher, Zerstörung ihres gesamten wirtschaftlichen Lebens, Beschlagnahme und Liquidation ihres sämtlichen privaten und öffentlichen Eigentums von Grund aus rücksichtslos zu vernichten, ja es verbot auch nach dem Kriege bis 1923 die Niederlassung von Deutschen. So konnte erst seit kurzer Zeit dort der Aufbau beginnen. Die Zahl der Reichsdeutschen, zumeist in Kairo und Alexandria, übersteigt jetzt kaum dreihundert; ihre wirtschaftliche Position ist noch schwach, wenn auch besonders im Baumwollexport die früheren deutschen Firmen in Alexandria wiederum sehr verheißungsvolle Anfänge zu verzeichnen haben. Nicht oder nur sehr schwach zurückgekehrt ist der frühere schwäbische, zumeist handwerklich beschäftigte Mittelstand, ebenso fehlen die Beamten und Angehörigen freier Berufe, die im Dienst der ägyptischen Regierung oder der Kommunalverwaltungen standen. Erschwert wird besonders der Aufbau auch dadurch, daß neben dem Privateigentum auch aller sonstiger Besitz der Kolonien (deutsche Schulen, deutsche Kirchen, Konsulatsgebäude, Hospitäler, Sportshaus usw.) durch die Liquidation verloren ging. Erst jetzt gelang es durch Verhandlungen mit der ägyptischen Regierung, wenigstens das frühere Reichseigentum (deutsche Schule und deutsche Konsulatsgebäude in Alexandria) zu retten.

In Kairo und Alexandria bestanden früher blühende evangelische Gemeinden, die auch evangelischen Schweizern, Österreichern, Russen, Schweden, Norwegern, ja allen nichtanglikanischen Protestanten kirchliche Versorgung boten. Das Schicksal dieser Gemeinden ist tragisch bis aufs Letzte. In Kairo wurde der gesamte Besitz der deutsch-evangelischen Gemeinde, das prachtvolle Grundstück in Boulac mit den erst 1912 errichteten Gebäuden (Kirche, Schule, Pfarrhaus, Pensionshaus, Mietshaus) beschlagnahmt und einem englischen Missionstrust für Ägypten übergeben, der es an eine englisch-arabische Gemeinde, eine englische Schule, ein englisch-ägyptisches Waisenhaus und an die amerikanische Mission vermietet hat. Als ich im Oktober vorigen Jahres im Auftrage des Evangelischen Oberkirchenrates zur Neu-Gründung dieser Gemeinde schritt, mußte festgestellt werden, daß die Gemeinde einen Besitz im Wert von sechs bis sieben Millionen Mark vorläufig verloren hat. Ihren ersten Gottesdienst nach zehn Jahren konnte sie nur gastweise in „ihrer" Kirche halten. Es wird dringende Aufgabe aller Instanzen, auch des Fortsetzungsausschusses der Stockholmer Konferenz sein müssen, dieses rein kirchliche Eigentum wieder seinen Eigentümern zur Verfügung zu stellen. Wie soll das Vertrauen zwischen deutschen und englischen Christen wiederhergestellt werden, wenn nicht solches bedauernswerte Unrecht wieder gutgemacht wird! Die Gemeinde in Kairo hat sich neu konstituiert und erwartet in diesen Wochen ihren neuen Pfarrer*). In Alexandria war der nicht so große kirchliche Besitz durch die schweizer Mitglieder vor der Liquidation geschützt worden unter Betonung der Tatsache, daß die Gemeinde trotz ihrer Zugehörigkeit zum Evangelischen Oberkirchenrat in Berlin keine reichsdeutsche, sondern eine internationale Gemeinde gewesen sei. In der Tat war die Alexandriner Gemeinde, die offiziell „église protestante-allemande-française" hieß, eine beinahe einzigartige, vorbildlich ökumenische Gemeinde, in deren Kirchenvorstand seit Jahrzehnten (1857) Deutsche, Schweizer, Franzosen, Österreicher einträchtig nebeneinander arbeiteten. Es war mir eine besondere Freude, daß ich im Einverständnis mit dem Evangelischen Oberkirchenrat dieses frühere Verhältnis wiederherstellen konnte, d. h. daß ich die evangelischen Deutschen in Alexandria ihrer früheren Gemeinde wieder anschließen konnte; eine Freude war es aber auch, daß der jetzige aus Schweizern und Franzosen bestehende Kirchenvorstand diesen Anschluß der Deutschen begrüßte und auch die Mitwirkung der Deutschen im Kirchenvorstand als selbstverständlich ansah. Es gibt also wieder eine Stelle auf der weiten Erde, auf der die Zusammenarbeit des gesamten nicht-anglikanischen Protestantismus in einer Kirchengemeinde gesichert ist.

Leider ist diese Zusammenarbeit auf einem andern Gebiet bisher nicht völlig erreicht. In Kairo wie Alexandria gab es zwei große deutsche Diakonissenhospitäler, die vom Kaiserswerther Mutterhaus unter Mitwirkung eines international zusammengesetzten Lokalkomitees geleitet und mit Kaiserswerther Diakonissen versorgt wurden. Für diese beiden Hospitäler nahmen die nach Ausscheiden der Deutschen aus Engländern, Schweizern und (in Kairo) Amerikanern zusammengesetzten Lokalkomitees unter völliger Ausschaltung von Kaiserswerth (schon Fliedner war der Gründer dieser Krankenhäuser) das Besitzrecht in Anspruch, und als Kaiserswerth dasselbe nicht anerkannte, liquidierte der Public Custodian diese Hospitäler zu Gunsten der Lokalkomitees und der hinter ihnen stehenden Kolonien für den Scheinpreis von 1 Pfund (20 Mark). Damit ging nicht nur der Besitz verloren, sondern auch die Verwaltung und Versorgung dieser Hospitäler, dazu die Möglichkeit der Anstellung eines deutschen Arztes aus Kaiserswerth für die deutschen Kolonien in Kairo und Alexandria. In Kairo ist mittlerweile ein kurzfristiger, für Kaiserswerth wenig befriedigender Vertrag zustande gekommen, der wenigstens die Möglichkeit der Versorgung des Hospitals mit Kaiserswerther Schwestern, die Entsendung eines deutschen Vertreters ins Hospitalkomitee und die eventuelle Anstellung eines deutschen Arztes gibt. In Alexandria ist bis jetzt selbst dies nicht zu erreichen. Das Komitee hat das dortige Diakonissenhospital in „hospital anglo-swiss" umgetauft; es ist mir noch heute unfaßlich, wie unsere schweizer Freunde zu dieser Verwendung ihres Namens ein Hospital, das zweifellos nicht schweizer Besitz ist, sich haben hergeben können. Die englische Kolonie hat wenigstens das Kriegsrecht der Liquidation als äußeren Rechtstitel für den Raub des Hospitals; die schweizer Kolonie hat selbst dieses Recht nicht auf ihrer Seite. Unsre schweizer Freunde, besonders die in der internationalen christlichen Bewegung tätig sind, bitten wir noch einmal zu prüfen, ob es nicht christliche Pflicht der Gerechtigkeit ist, die deutschen Kolonien in Ägypten und die Direktion der Kaiserswerther Diakonissenanstalt wieder in die Stellung den

*) Er ist seit dem 15. März in Kairo.

Diakonissenhospitälern gegenüber einzusetzen, die sie vor dem Kriege eingenommen haben. Das so notwendige, gerade im protestantischen Interesse so wertvolle Zusammenarbeiten von Deutschen und Schweizern im Auslande wird unmöglich sein, wenn sich bei uns Deutschen der Eindruck festsetzt, daß die protestantischen Schweizer im Auslande die vorübergehende Notlage des deutschen Auslandsprotestantismus zur Förderung ihrer eigenen Wünsche und Interessen auf Kosten des deutschen Protestantismus ausgenutzt haben. Auffallend, oder vielleicht auch nicht, bleibt bei dieser gesamten Entwicklung die Tatsache, daß der katholisch-deutsche Besitz in Ägypten schon lange restlos zurückgegeben und der Wiederbeginn der Arbeit in ihm ohne Schwierigkeiten genehmigt wurde.

Aber schließen wir nicht mit diesem unerfreulichen Tatbestand! Erfreulich ist, daß die Sudan-Pionier-Mission in Assuan (Oberägypten) schon seit 1923 zurückkehren und ihre Arbeit in Schule, Hospital und Evangelisation wieder aufnehmen durfte in ihrem nun auch freigewordenen Eigentum. Ich kann aus eigener Anschauung und genauer Kenntnis sagen, daß diese Mission, die in der Heimat stark von Gemeinschaftskreisen getragen wird, ihre Arbeit in Süd-Ägypten und dem Sudan nüchtern, weitherzig und praktisch treibt. Gewiß ist für die Gestaltung der Welt des Ostens nicht die Arbeit irgendeiner Mohammedanermission entscheidend, aber jede treue Arbeit im Sinne echten Christentums wird auch in dieser Welt des nahen Ostens ihre Frucht bringen. Daß das evangelische Christentum aus dem Heimatlande der Reformation wieder beginnt, im nahen Osten einen nicht unbeachtlichen Platz einzunehmen, ist für den eine große Freude, der der Überzeugung ist, daß evangelisches Christentum und deutsches Wesen auch heute noch aller Welt etwas zu sagen haben.

Frankfurt a. M. Erich Meyer

Friedrich Lienhard

Sammelausgabe bei Greiner & Pfeiffer, Stuttgart. In Vorbereitung eine zweibändige Volksausgabe, von der der erste Band schon vorliegt. [1])

Am 4. Oktober 1925 ist Lienhard, ein deutscher Dichter und Denker, sechzig Jahre geworden. Ein Lehrersohn aus dem Elsaß, war er von seinen Eltern zum Pfarrer bestimmt worden und hat in Straßburg und Berlin Theologie studiert. Aber ein unbezwinglicher Trieb zog ihn zur Dichtkunst. Die Theologie konnte ihn nicht fesseln. Mit dem inneren Zwang zum poetischen Gestalten verband sich eine scharf kritische Stellung zu den dichterischen Werken seiner Zeitgenossen. Den Widerstreit zwischen dem Wunsch der Eltern und seinem eigenen Genius löste er durch eine mutige Tat: er brach sein Studium ohne ein Examen ab und wurde Literat, Journalist, Dichter. Damit begann der Kampf um sein Lebenswerk mit allen Entbehrungen und Enttäuschungen, die dazu gehören. Heute ist er Professor, Ehrendoktor der philosophischen und theologischen Fakultät, Herausgeber des „Türmer" und geistiges Haupt einer sehr großen Gemeinde, die aus seinen Schriften und Dichtungen Erquickung und Erhebung über den Alltag schöpft.

Wir gehen in unserer Skizze von dem Werk aus, das ihn zuerst weiten Kreisen bekannt gemacht hat, den „Wegen nach Weimar". Er schrieb es — sechs Bände — von 1905—1908 und fand damals in den jüngeren akademischen Kreisen begeisterte Zustimmung und lauten Widerhall. Wer irgendwie von Richard Wagner angezogen war, griff auch zu Lienhard. Wir waren ja nicht allein durch Wagners Musik zu ihm bekehrt worden, sondern fast mehr noch durch seine Nachdichtungen der deutschen Heldensagen. In Lienhards „Wegen" fanden wir das Gegenstück dazu, eine germanische Weltanschauung.

Im Mittelpunkt des ersten Bandes steht Heinrich von Stein, der junge viel zu früh abgerufene Privatdozent der Ästhetik in Berlin. Seine hochidealistische Anschauung, stark von Wagner beeinflußt, dem Stein nahe stand, wollte Lienhard der Vergessenheit entreißen. Neben ihm werden Emerson, Gobineau, Nietzsche charakterisiert. Der zweite Band ist Shakespeare und Homer, der dritte Friedrich dem Großen, der vierte Herder und Jean Paul, der fünfte Schiller, der letzte Goethe gewidmet. Der Kern jedes Bandes, die Darstellung der Grundgedanken wie des Wesens der genannten Meister, ist umsponnen von einem dichten Rankenwerk feiner Gedanken, die zum Teil eine innere Beziehung zum Kern haben, zum Teil aber auch etwas für sich sind. Das jedem Bande angefügte Tagebuch bietet eine Fülle geistvoller Anmerkungen, die dem Leser immer wieder neue Perspektiven eröffnen.

Was bedeuten diese Wege nach Weimar? Lienhard selbst sagt dazu:

> Es ist mir nicht um den Ort und nicht um das Wort zu tun. Das eigentlich Wertvolle und Lebendige ist Weimars Wirkung. Das Wort „Weimar" erhält erst Leben und Sinn, wenn es in jedem von uns ähnliche Kräfte erzeugt, wie sie dort lebendig gewesen sind. ...
>
> Demnach ist der Weg nach Weimar ein Weg in die schöpferische Stille, — ein feines Abstandhalten von der Körperlichkeit der Erscheinungswelt und doch eine innige Anteilnahme am Ergehen und Wesen der Mitmenschen und an dem bunten Spiel der Schöpfungskräfte. ...
>
> Aber der Leser weiß, daß unser Weimar nicht nur historischen, sondern noch mehr symbolischen Klang hat; daß Weimar in uns und vor uns liegt; daß dieses innere Weimar nur erweckt und ermuntert worden ist von Kräften, die sich unter anderem dort im historischen Städtchen Weimar in Thüringen verflichtbart haben
>
> Der Weg nach Weimar, wie ich es fasse, ist nichts anderes als der Pfad ur Gralsburg. Der Weg nach Weimar ist nichts anderes als der alte strenge Mysterienweg durch Nacht zum Licht, durch Wirrsal zum leuchtenden Mittelpunkt. Dieser Weg hat nichts mit träumender Rückschau, nichts mit Epigonentum gemein. Wohl aber bedeutet er eine Forderung, ein Lebensprogramm.

Es liegt also Lienhard nichts ferner, als Literaturgeschichte etwa in biographischer Form zu schreiben. In die Seele seiner Helden will er eindringen und doch ihr Leben erfassen, um es neu und frei zu gestalten, und zwar so, daß dieses Leben nun unser Leben wird. Und wiederum ist es ihm nicht um Darbietung ethischer Maximen zu tun, trotzdem er sich Richard Wagners Wort zu eigen macht: „Unsre Sache ist es, für die ethische Seele der Zukunft zu sorgen." Ihm kommt es auf Überleitung oder Erweckung neuer, höherer, reiner Kräfte im Menschen an. Wege nach Weimar sind also Wege zur Lebenswiedergeburt. Wir sehen die alten, uns bekannten Gestalten in einem neuen Licht, und wir empfangen starke Impulse, das Genie und sein Werk ganz anders aufzunehmen, als wir gewöhnt waren. Charakteristisch für diese Art ist eine kurze, gelegentliche Bemerkung über Bach:

> Der Leser weiß, daß wir mit solchem Namen nicht nur einen entfernten historischen Punkt meinen, sondern einen erreichbar nahen Zustand. Bach bedeutet seinem gesamten Wesen nach eine in sich beruhigte Glaubensstärke. In sich beruhigt: weil sie „Gott den Herrn" zu Gaste hat (Band 2 S. 203).

Mag manche kleine Einzelheit ephemeren Wert haben — „aus der Zeit, für die Zeit" — im Ganzen gilt, daß des Dichters Weimar-Losung als Lebensprogramm auch heute noch Bedeutung hat und für die Zukunft behalten wird.

In den drei Bänden „Meister der Menschheit", die seit 1918, zuerst heftweise, erschienen, entwickelt er seine religiöse und philosophische Weltanschauung in ähnlicher Art und Form wie in den „Wegen" seine ästhetische. Nirgends redet er als Schultheologe; Dogmatik soll ausdrücklich ausgeschaltet sein. Keine Religiosität und Jesusgesinnung soll herausgearbeitet werden. Es liegt in ihm ein

[1]) Den Weg zu Lienhard kann man von seinen Romanen aus finden, aber auch — bei Interesse für alte Sage und Heldengeschichte, von den Dramen her. Hat Jemand Freude an Naturschilderungen, so greife er zuerst zu den „Wasgaufahrten" und dem „Thüringer Tagebuch". „Wege nach Weimar" und „Meister der Menschheit" stellen nicht unerhebliche Anforderungen an den Leser. Seine „Jugendjahre", Erinnerungen aus der Jugendzeit werden jeden Leser fesseln. Gute umfassende Biographie von Paul Bülow (Leipzig, Max Koch).

sehr starker Trieb zur einheitlichen Gestaltung des Geisteslebens und zur ganz harmonischen Ausprägung der Persönlichkeit. Im Grunde ist dieser Trieb, wenn man so sagen darf, das „poetische Motiv" seines ganzen Dichtens und Denkens. Philosophen, Theologen und Pädagogen sollten an diesen Versuch mit Interesse herantreten. Er hat uns Vieles zu sagen, mag immerhin die Einzelausführung an manchen Stellen einen gewissen Dilettantismus noch durchschimmern lassen. Auf der andern Seite wirken auch wieder die starken Seelenkräfte des Verfassers durch seine Gedanken hindurch, man glaubt Intuition, Vision, Prophetie zu erleben. Bezeichnend dafür sind die den ersten Band eröffnenden „deutschen Runen, erlauscht an Mimirs Born". Sie stehen im erhabenen Stil, alliterierend, rhetorisch, geschaut, nicht gedacht. Was er hier in Akkorden wie in der Introduktion zu einer großen Symphonie fast staccato erklingen läßt, führt er in seiner kosmischen Lebenslehre breit aus. Leben, Licht, Geist, Glaube sind die Grundbestandteile seines Denkens.

Gleichwohl befriedigen diese drei Bände nicht ganz so wie die „Wege". Der Grund liegt an einem durch sie hindurchgehenden Zwiespalt. In der Einleitung zum zweiten Bande betont er stark: hier spricht ein Dichter und Mensch, kein Dogmatiker. Aber darin irrt Lienhard. Neben dem Dichter spricht in diesen drei Bänden sehr oft der dogmatisch denkende Theologe, und zwar von einer sehr bestimmten Anschauung aus, die zu der Zeit, als er studierte, Otto Pfleiderer ihm unverlierbar in die Seele senkte: hinter den Dogmen der Kirche muß der religiöse Gehalt gesucht und zum Bewußtsein gebracht werden. Bei Lienhard heißt es: hinter die Naturwissenschaft zurück zu Gott, hinter die Konfessionen zurück zu Christus. Das ist aber theologische Arbeit, die er in diesen drei Bänden manchmal bis in Kleinigkeiten sehr ernst treibt. Bei der Gestaltung dessen, was er gefunden hat, läßt er dann dem dichterischen Genius freien Lauf. Das Gesamtziel für die drei Bände ist: alle die Gemütswerte, welche von der Akropolis, von Golgatha und von der Wartburg ausgegangen sind, in einer Weltanschauung zusammenzufassen. Auch das ist in der Hauptsache eine theologisch-dogmatische Aufgabe, an deren Lösung doch bereits ein Jahrzehnt vor 1918 die Theologie auf der ganzen Front arbeitete und sich seitdem mit steigender Intensität abmüht. Es ist nicht zu verkennen, daß Lienhards Gedanken durch veraltete Fragestellungen bestimmt sind. Auf der andern Seite aber muß gesagt werden, daß auch der Theologe von heute aus ihnen noch reine und tiefe Anregungen gewinnen kann, namentlich für das, was wir mit einem etwas banausischen Wort „Anwendung" nennen.

Den Inhalt dieser „Beiträge zur Beseelung der Gegenwart" kann ich nur kurz andeuten. Der erste Band gruppiert sich um die Abhandlung „Die Abstammung aus dem Licht", in welcher Lienhard Tod und Unsterblichkeit, das Lebensgeheimnis, die innere Sonne, die geistige Sonne behandelt. Das Ganze soll der Grundriß seiner kosmischen Lebenslehre sein, also etwas irgendwie Wissenschaftliches. Aber es ist nichts davon, es ist vielmehr Intuition, Prophetie. Theologen mögen doch nicht versäumen, es zu lesen, gerade in der Osterzeit. Im Mittelpunkt des zweiten Bandes steht die Abhandlung: Akropolis, Golgatha, Wartburg; sie enthält vier Kapitel: Goethes Geheimnisse, Akropolis und Golgatha, das Mysterium von Golgatha, Christuskraft. Entsprechend steht im dritten Bande der Aufsatz „Reichsbeseelung". Auch von diesen beiden Bänden gilt: sie gewähren jedem Theologen eine Fülle geistiger Anregung, selbst in Kapiteln wie „Von Arndt bis Lagarde" oder „Steiners Anthroposophie", selbst in einer so kurzen Skizze wie der über Oberlins Christentum.

*

Lienhard ist Dichter und wollte nie etwas anderes sein. Auch in der zahllosen Reihe unserer modernen und modernsten Dichter behauptet er sich. Wer überhaupt fähig ist, Dichtung und Dichter zu erkennen — nicht Jeder kann das —, muß das zugestehen.

Lienhard ist ein Dichter mit einem reichen Gefühlsleben, voll Ursprünglichkeit und Kraft, mit einer Sensibilität von manchmal fast weiblicher Reizbarkeit. Die Form beherrscht er meisterhaft, Reim und Rhythmus gewinnt er ohne Schwierigkeit; seine Sprache hat Wohlklang und Fülle, Innigkeit, Zartheit, Schalkhaftigkeit. Neigt er manchmal zur Breite, so doch immer in anschaulicher Beweglichkeit. Die Darstellung des Großen, Heldenhaften liegt ihm am besten, doch gelingt ihm auch Verkörperung des Kleinen, Zierlichen. In jedem Falle aber wählt er sich bedeutende, wertvolle Stoffe aus, verschmäht auch komische nicht; nur nach Perversem greift er nie.

Jede der drei großen Gattungen der Dichtung ist ihm vertraut. Daß eine so gefühlsstarke Natur der Lyrik nicht entraten kann, ist selbstverständlich; frei, klar und leicht fließt ihm da die Sprache hin. Aber verhältnismäßig nur sehr wenig hat er veröffentlicht, am wenigsten Liebeslieder. Das ist sicher auffallend, legt aber keinesfalls den Schluß nahe, als ob er Leidenschaft und Liebe nicht gekannt, erlebt habe. — Der dramatischen Dichtung hat er sich am liebsten zugewandt und in ihr sein Höchstes gesucht, aber auch seine bittersten Enttäuschungen erlebt, wie die Erfahrungen mit der Berliner Hofintendanz beweisen. — Den äußerlich größten Erfolg hat er als Epiker gehabt; sein „Oberlin" ist in 131. Auflage erschienen.

Sein warmes und doch zartes Gefühl zeigen diese Verse „In später Nacht":

Klopft jemand noch an mein vergessen Haus?
Die Nacht ist rauh — o komm zu mir herein!
Der Nußbaum weint, der Stürme wilder Graus
Jagt sich im Feld, der Regen klagt hinaus —
O komm zu mir, denn ich bin ganz allein!
Bist du verbannt und vieler Qualen voll?
Bist du ein Mensch, dem Gottes Trost verblieb?
Wenn du im Regenguß, im Sturmgeroll
Vergessen willst der eignen Seele Groll —
O komm zu mir, ich habe Trost für dich.
Ich hör' ein Rascheln, — steht am Brunnen dort,
Ein Kind, das sich versteckt? O komm zu mir!
Wenn du entflohst vor hartem Menschenwort
Und wenn du Wärme suchst an beff'rem Ort —
Ich habe, was du suchst, o komm zu mir! ...

Es kommt kein Gast, es naht kein scheues Kind,
Es bringt kein Mann sein Weh zu mir herein.
Auf öden Hügeln irrt der dunkle Wind,
Der Nußbaum weint, der kalte Regen rinnt,
Die Nacht ist rauh, — und ich bin ganz allein.

Ein Naturgefühl von nie ermüdender Kraft erfüllt ihn, besonders im Walde lebt und webt seine Seele.

Waldhornschall
Hör ich dahinten im Wasgenwalde!
O sieh, der Fingerhut
Leuchtet von sonniger Halde!
Eidechsen huschen übern Stein,
Üppig wuchert der Thymian-Rain,
Hummeln hangen am heißen Klee, —
O Wald, mein Wald,
Nach deinen Wonnen ist mir weh!

In dem Gedicht „Verzauberung" erklärt er sich sein Leben und Weben im Walde damit, daß er früher selbst schon alles das war, was den Wald erfüllt und belebt — Bach und Elfe, Reh und Nebel, Waldwind und Nachtkäfer. „So war ich verzaubert und lebte schon lang! Nun sing ich das alles in Menschenklang."

Des Dichters Frömmigkeit, tief und echt, läßt er uns in dem Liede „Gebet" mitfühlen, das in Klopstockscher Würde, aber moderner Sprache den Unendlichen feiert. Was er mit seiner Kunst erreichen will, spricht er in dem Gedicht „Der Künstler" aus:

Aus der Farbe Gestalten zu heben
Und im Steine das Schöne zu schauen,
In das Götterland Brücken zu bauen
Und in der Enge das Große zu leben, —
So will ich dienen und weiter nichts.
Dann erst ruf' mich im Lande des Lichts.

Und noch zum Schluß ein Lied, das uns seine Liebessehnsucht und Liebesqual ahnen läßt:

Ja schwatzt nur von Minne und Wein!
Da hock ich in meinem Kämmerlein
Und schreibe und knirsche und hungre allein —
Und sterbe allein! —
Ihr schneidet derweilen die Cour!
In eurer verlumpten Literatur,
In euren Salons und Theatern nur
La femme toujours!
Wohl oft, wenn ich müde bin
Und lege stöhnend mein Werkzeug hin —
Weiß Gott, auch mir flammt Seele und Sinn
Zum Weibe hin.
Doch ha, — wie müßte das sein!
Eine Liebe so groß, stolz und rein!
Das ganze Weltall wäre zu klein!
Drum — bleib ich allein.
O meine Kraft, halt aus!
An deinem Werk halt aus, halt aus!
Hier ist dein Beruf, dein Weib, dein Haus, —
Meine Kraft, halt aus!

Man erkennt an diesem Gedicht, das sich in dem Bande „Helden" in der ersten Skizze „Der Dichter" findet, daß dem Dichter der naive Zug zum Weibe, der ohne Reflexion sucht und findet, gehemmt wird durch das Ideal vom Weibe und durch das Ideal von seinem Berufe, die er beide verwirklicht finden will. Das ist doch in der Tat fast asketisches Heldentum, charakteristisch für den deutschen Mann, der erst im 50. Lebensjahre den Gegenstand seiner Liebe gewinnt.

Lienhards drei große epische Dichtungen „Oberlin", „Der Spielmann", „Westmark" haben ihm den größten und schönsten Erfolg gebracht. Neben ihnen behauptet sich der Novellenband „Der Einsiedler und sein Volk" sowie der Band „Helden". Eine gewisse Breite eignet allen seinen Erzählungen und ein Überwiegen der Gespräche über gut vorbereitete, in Spannung verlaufende und schnell, schlagartig zum Ziel führende Handlungen. Gleichwohl fehlt ihnen keineswegs Anschaulichkeit, Farbenreichtum und Gefühlsbewegung. Das Hauptmerkmal aber bei ihnen allen ist dies, daß sie Darstellungen der Elemente seines Geisteslebens, seiner Weltanschauung sind, sei es auch nur andeutungsweise. Bei allem, was ich aus seiner Epik gelesen habe, ist mir immer wieder Schillers berühmte Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung in Erinnerung gekommen.

Der naive Dichter ist der Natur, dem Objekt ganz hingegeben, so, daß er mit ihr eins ist und sie nur in seiner Darstellung nachahmt; der sentimentalische dagegen sucht seine Ideale ihr einzuprägen. Jener rührt uns durch Natur, durch sinnliche Wahrheit; dieser rührt uns durch Ideen und reflektiert über den Eindruck, den die Gegenstände auf ihn machen; nur auf diese Reflexion ist die Rührung gegründet, in die er selbst versetzt wird, und in die er uns versetzt. Der Eindruck naiver Dichtungen wird immer fröhlich, rein, ruhig; bei sentimentalischen ernst und anspannend sein. Lienhards epische und dramatische Dichtungen sind durchgehend sentimental. Er kann sich nie dem Objekt ganz hingeben und in ihm aufgehen; immer treten die Ideen ihm dazwischen und drängen sich bei der Darstellung in die Objekte hinein. Es ist dasselbe, was ich vorhin schon über seine Stellung zur Frau und Liebe ausführte: er kann sie nicht naiv genießen, weil sich seine Ideale sofort dazwischen schieben. Durch alle seine Dichtungen, auch die lyrischen klingt ein Ton der Klage und des Weltschmerzes, und ebenso der strafenden Kritik an der Wirklichkeit — letzteres namentlich, wo es sich um moderne Wirklichkeit handelt. Um mit Schiller zu reden: seine Dichtungen sind elegisch-satyrisch. Nur zwei Beispiele: Oberlin und der Spielmann. Trotz vollendeter Plastik in der Darstellung der Wirklichkeit herrschen die Ideen so stark vor, daß man beiden Werken den Charakter als Roman am liebsten abstreiten möchte, wobei einem unwillkürlich wiederum Schillers Wort vom Romanschreiber als dem Halbbruder des Dichters einfällt. Seine dramatischen Dichtungen stehen genau so im Dienst der Ideen des Dichters wie die epischen. Das gilt handgreiflich von der großen Trilogie „Wartburg", die vielleicht die schönste Schöpfung seines Genies ist. Es wäre eine lohnende Aufgabe für den Kunstkritiker, zu untersuchen, wie weit Lienhard hier die Wirklichkeit zum Träger seiner Ideale gemacht und wie weit er sie in naiver Nachbildung verwertet hat. Man muß natürlich seine Gedankenwelt mindestens aus „Meister der Menschheit" genau kennen.

Ich nenne diese Art der Dichtung, wie sie Lienhard geschaffen hat, subjektiv-symbolistisch: die Wirklichkeit wird zum Symbol der Ideale des Dichters. Daraus erklärt sich mir auch der steigende Eindruck, den Lienhard auf unsere Zeitgenossen macht. Die Wirklichkeit hat für uns ein so rauhes Äußere erhalten, daß wir uns an ihr nicht mehr naiv freuen können. Wir flüchten uns in das Reich der Ideen und zu dem Dichter, der es uns am schönsten darstellt. Vielleicht erklärt sich daraus z. B. auch der steigende Freundeskreis der russischen Dichter, eines Tolstoi, Dostojewski.

Und nun noch eine Bemerkung! Man hat Lienhard als den ersten Heimatdichter bezeichnet. Das Urteil enthält keine Spur der Wahrheit. Daß er geschichtlich-sagenhafte Stoffe aus deutschem Volksleben bevorzugt, macht ihn noch nicht zum Heimatdichter. Das ist aber auch gar nicht nötig. Wir wissen es ihm gleichwohl Dank, daß er deutsches Geistesgut in neuer Form und mit neuem Inhalt uns geschenkt hat. Gerade in dieser Wahl liegt seine Größe, gerade mit ihr hat er das Herz des deutschen Volkes getroffen, und mit ihr ist er Richard Wagner als ebenbürtiger Meister zur Seite getreten.

Petkus Alfred Eckert

Rudolf Kögel in seinem dichterischen Selbstzeugnis

Rudolf Kögel, Sein Dichten und Singen. Herausgegeben von den Töchtern Marie Blech geb. Kögel und Linda Kögel. Halle, Ed. Müller 1925. 5 M.

Auf einer der letzten Provinzialsynoden spielte sich eine kirchenpolitisch höchst verheißungsvolle Szene ab. Beim gemütlichen Beisammensein begegneten sich die Führer der beiden am schärfsten sich gegenüberstehenden Gruppen in dem Geständnis, es sei doch wunderbar, wie man rein menschlich mit dem Gegner so sehr viel besser zurechtkommen könne, als es die Parteidisziplin eigentlich zulasse. „Ja", rief der eine von beiden aus, und zwar der Mann engeren Horizontes, „wie werden wir uns einander und unsre Streitigkeiten ansehen, wenn uns dort drüben einmal die Binde von den Augen genommen wird?"

Sollen wir nun schon den einzelnen Menschen nach seinen Licht- und Höhepunkten beurteilen, so erst recht die Parteien und ihr dunkles, niederes Getriebe. Auch einen so starken, strengen Kirchenmann wie Kögel, den Viele auch heute noch nur als den wenig duldsamen Parteiführer und politisch geschäftigen Oberhofprediger zu würdigen wissen. Wir lernen ihn jetzt in seinen Gedichten von ganz andrer Seite, in seinem echten, liebenswürdigen Menschtum kennen. Da schaut er selbst schon auf allen Dunst und Staub der Kirchenkämpfe mit lächelndem Humor herab. In dem Gedichte „Bergungsort" schildert er, wie in einem Schifferdorf die Kinder sich die vom Meere angespülten Trümmerstücke zu einem Schlupfort und Spielnest zurecht gebaut haben, und fährt dann fort:

Und so hoff ich, wenn die Planken
All der Kirchenpolitik,
Hier die Masten stolzer Gruppen
Dort die Steuer der Synoden
Wie in einem Trümmerhaufen
Friedlich beieinander ruhn,
Heimgebracht von der Erinnerung
Wie in einem Bergungsort, —
Daß ich einst mit grauem Haare
Denke all der stürmschen Fahrten,
Denke all des schrillen Pfeifens,
All des Rufens und des Achzens,
Das mein Fahrzeug einst umtönt.
Wie ein Kind will ich mich bücken,
Nach den Trümmerstücken fassen,
Lächelnd deuten dies und jenes,
Still umspielt vom Abendlicht!

Im freundlichen Abendlichte solcher Betrachtung verliert auch der heftigste Streit seine Furchtbarkeit und durch den spröden

Parteipanzer hindurch blicken wir in ein ganz menschliches, gütiges Herz.

„Kindlich", wie etwa Frommels und Dryanders Wesen, kann man Kögels Art auch nach seinen Gedichten allerdings nicht nennen. Es ist mehr Gedankendichtung als Gefühlserguß und Stimmungszeugnis. Aber das Unmittelbare, Nichtreflektierte tritt doch oft höchst ansprechend, beweglich zu Tage. Auch er kennt den Heimweh-Kindestraum des Erwachsenen am heiligen Abend:

Wenn die Weihnachtsmelodien
Wundersüß und tieferquicklich
Durch die Luft vorüberziehen,
Führts mich nach den Heimatsräumen,
Wo ich wieder Kind und glücklich,
Unausſprechlich glücklich bin.

Ihm klingt im Herzen noch die Stimme der Mutterliebe, die da

Hat gefraget, was mich quäle, was mir fehle,
Hat getröſtet mit dem Tone ihrer Seele,
Mit dem Tone, draus der Liebe Lieder drangen,
Draus des Herzens tiefverborgne Quellen ſangen,
Mit dem Tone, den ich nie mehr hören werde:
Mutterliebe — ſchluchz ich, von dem Ton erfüllet —
Iſt ein Engel, der die Flügel trägt verhüllet.

Und nach ihrem Tode iſt es ihm wie dem Maler, der das Bild der Mutter auf dem Totenbette malen will:

Er wartet, daß der Züge öd' Verſteinern
Sich neu erwärm' mit ſüßem, mildem Licht,
Er wartet, daß die Lippe lächelnd ſpricht,
Und daß die lieben Augen wieder ſcheinen.
Er ſieht, er wartet, — bis der Mut ihm bricht.
Und ſtatt zu malen fängt er an zu weinen.

Stolz bekennt er ſich zu dem tüchtigen Ahnherrn, der als Siedler einſt die unwirtliche Öde bebaut. Den Ertrag von deſſen Arbeit dürfe er zwar nicht genießen:

Dennoch darf ich nennen
Mein das größre Gut, —
Wenn ſein Land ihr habet,
Habe ich ſein Blut.

Ein noch helleres Preislied ſingt er ſeinem alten Kantor, der zwar in der Unterrichtsmethode nicht auf der Höhe geſtanden, um ſo mehr aber es verſtanden habe, den Kindern die bibliſchen Geſchichten lebendig zu machen und

Von der Hirtentreue bis zum Tode
Haſt du ein fel'ges Bild ins Herz gefaßt,
Ich glaube dran ſeit meiner Schülerbank,
Hab, alter Kantor, hab noch heute Dank! ...
Doch durft ich je mit Schwert und Kelle baun, —
Du bauteſt mit: darum mein Leben lang
Hab, alter Kantor, hab auf ewig Dank!

Etwas Feineres kann ein Großer ſeinem Kindheitslehrer nicht nachſagen als dies „Du bauteſt mit!"

Und wenn er ſein Vaterhaus niedergelegt wiederfindet und die einſtige Jugendſtätte ihn verwüſtet anblickt,

Vielleicht, daß aus dem Dorngeſtrüppe
Verloren eine Roſe blickt,
Die er im Schmerz an ſeine Lippe,
Als wärs die Kindheit ſelber, drückt.

Schon in dieſen Gedichten „Aus jungen Jahren" offenbart ſich ein überaus lebendiges Naturempfinden, dem wir auch weiterhin manch feines, tief geſehenes Bild verdanken. Ein Himmelfahrtslied beginnt:

Berge ragen,
Die der Wolken Weihrauch tragen;
Gleich Altären, die Gott loben,
Mahnen ſie: Sucht das, was droben!

Und den Rückſchluß des Pſalmiſten von der Schöpfung auf den Schöpfer (Pſalm 94, 9) machen die Strophen uns eindrücklich:

Der den Stern am dunklen Himmel,
Der des Auges Stern gemacht,
Sollte der kein Auge haben,
Das uns mütterlich bewacht?
Der das Ohr gepflanzt, dem Seufzer
Und dem Lied ein offnes Tor,
Hätte er für Kindesjauchzen,
Für der Witwe Schrei kein Ohr?

Aus den letzten Leidensjahren ſtammt das Gedicht „Die Tanne von Oberhof", das den Verfaſſer in bemerkenswerter Weiſe nahe an die Naturmyſtik heranbringt.

Wie die Bildkraft von Kögels Predigt aus der tiefen Verſenkung in die bibliſche Geſchichte und ihre Symbolik erwächſt, wird in manchem Gedichte anſchaulich. Das Wort von Abrahams Knecht Elieſer: „Laſſet mich, daß ich zu meinem Herrn ziehe" wird zum Thema eines Totenfeſtliedes:

Aus der Krankheit zur Geneſung
Laßt mich ziehn zu meinem Herrn!

Die Kraniche, die heimwärts ziehen, mit der Inſchrift „Ich jage ihm nach" bilden die Eingangs-Vignette, von Kögels künſtleriſcher Tochter dem Buche vorangeſtellt in dem Motto: „Im Chriſtentum ſoll immer die Sehnſucht in goldner Wolke uns vorangehen." Die bekannte Inſchrift des Friedhofs für Heimatloſe in Sylt gibt dieſer Sehnſuchtsſtimmung beſonders ergreifenden Ausdruck.

Einen kranken Freund weiß er mit einer überraſchenden Deutung des Evangeliums von der Hochzeit zu Kana zu tröſten:

Kehrt denn Jeſus ein
Nur beim Hochzeitsſchein?
O er kommt zur dunklen Kammer,
Setzt ſich ſtill zu deinem Jammer,
Flößt dir Labſal ein —
Waſſer wird zu Wein.

Und ganz erſchütternd klingt aus ſeiner eigenen ſchweren Leidenszeit das Lied „Ich bin geworden wie ein zerbrochen Gefäß" (Pſalm 31, 13) mit dem Hinweis auf Jeſu Salbung:

Und ob dich auch der Herr zerſchlug,
Doch ſollſt du nicht verderben,
Er läßt dich nicht wie Lenaus Krug
Zergehn in leere Scherben.
Er läßt dich wie Marias Krug
Zum Opferdienſte enden,
Zerſprungen ſollſt du den Geruch
Der Narbe ſtill entſenden.

Der geiſtesſtarke, arbeitsfrohe, vorwärts dringende Mann liegt gelähmt im Staube und klammert ſich an die Hand der Allmacht und der Gnade:

Du weißt es, Herr, ich bin geſtürzt,
Und meine Glieder ſind zerſchlagen,
Doch deine Hand iſt unverkürzt,
Sie kann mich, wie vor Alters, tragen ...
Sie bricht der Zeder ſtolze Kraft,
Sie heilt des Rohrs zerſtoßnen Schaft.

Und weiter:

Wenn ihr zittert und ihr lahm ſeid, will ich euch auf ſtarken Armen
Nah an meinem Herzen tragen. —

So lernt der raſtloſe Mann ſtille halten, ſich, wie er ſeinem Meiſter Tholuck nachſagt, als ein Baum mit fruchtbeladnen Zweigen in Demut ſeinem Herrn neigen. Das Lied im Choralton, das ihm am beſten gelingt, preiſt die Stille zu Gott:

Zu Gott iſt meine Seele ſtille.

Und mit ſeinem innigſten Gedichte, dem Liede von „Zions Stille" hat ſich Rudolf Kögel in ungezählte fromme Herzen für immer hinein eingeſungen:

Ebnen ſoll ſich jede Welle,
Denn mein König will ſich nahn;
Nur an einer ſtillen Stelle
Legt Gott ſeinen Anker an.

Halle Guſtav von Rohden

Gedächtnisfeier für Johannes Lepſius

Die Deutſch-Armeniſche Geſellſchaft und die armeniſche Kolonie in Berlin gemeinſam mit dem Kuratorium der Orient-Miſſion veranſtalteten am Oſterdienstag in der Neuen Kirche eine Gedächtnisfeier für den am 3. Februar 1926 in Meran verſtorbenen D. Johannes Lepſius. Der Gedächtnisfeier wohnten zahlreiche Mitglieder der armeniſchen Kolonie in Berlin, ſowie Vertreter armeniſcher Kolonien in Hamburg und Dresden bei. Dazu Mitglieder der Orient-Miſſion und Verehrer der öffentlichen Tätigkeit des Verſtorbenen aus deutſchen Kreiſen.

Die Gedächtnisfeier wurde mit einem armeniſchen liturgiſchen Chorgeſang eingeleitet und abgeſchloſſen. Es wurden von einem gemiſchten Chor unter Leitung Dr. Kriſchtſchiangs einige ausgewählte Stücke aus der armeniſchen Liturgie vorgetragen: Hajr mer (Vater unſer), Skes orhnemk (Wir loben dich) u. a. Ein Chorgeſang wurde mit Violine und ein anderer mit einem Rezitativ begleitet. Der armeniſche Chorgeſang machte wohl einen guten Eindruck auf die anweſenden Deutſchen, für die Armenier aber, die meiſt ſeit Jahren fern von der Heimat in der Fremde weilen, war er ein wahrer geiſtlicher Troſt. Im Anſchluß an die armeniſchen Chorgeſänge ſprach zuerſt im Namen der Armenier Herr Dr. James Greenfield, der frühere diplomatiſche Vertreter der armeniſchen Republik in Deutſchland, der von Anfang an zuſammen mit D. Lepſius gewirkt hat.

Im zweiten Teil der Feier trat zuerſt Herr Profeſſor Dr. A. Weckeſſer von Karlsruhe mit einer Gedächtnisrede auf, in der er die geſamte religiöſe, theologiſche und Miſſionstätigkeit von Lepſius darlegte. Dann ſprachen: Oberkonſiſtorialrat D. Schreiber im Namen des Deutſchen Evangeliſchen Kirchenausſchuſſes, Kirchenrat Stier im Namen der Deutſch-Armeniſchen Geſellſchaft, Profeſſor D. Deißmann im Namen der theologiſchen Fakultät und Lic. Dr. Rohrbach. Die Schlußrede hielt Superintendent Fleiſchmann aus Wuſterhauſen für die Orient-

Mission. Jeder der Redner hob in seinen Worten die eine oder die andere Seite der langjährigen segensreichen Tätigkeit Lepsius' hervor, und zwar sowohl für die deutsche als auch für die armenische Sache. In der Tat lebte und wirkte auch der Heimgegangene für Deutsche und für Armenier in gleichem Maße.

Was war Lepsius speziell für das armenische Volk?

Selten ist ein Fremder von den Armeniern so hoch geschätzt und verehrt worden wie Lepsius, war er doch auch einer der besten Freunde des armenischen Volkes in Europa. Seit 1896, dem Beginn der furchtbaren armenischen Massakers Abdul Hamids, arbeitete er unablässig daran, die Leiden dieses altchristlichen Volkes im mohammedanischen Orient zu lindern. Er eröffnete Waisenhäuser in einigen Orten der Türkei und Persiens für armenische Kinder, denen er nebst einer liebevollen christlichen Erziehung auf national-armenischer Grundlage auch praktische Kenntnisse im Handwerk zuteil werden ließ.

Der Weltkrieg brachte dem armenischen Volke das Schrecklichste und Furchtbarste, was je einem Volke in der Geschichte zu teil wurde. Die türkische Regierung organisierte, wie sich Lepsius ausdrückte, an den Armeniern „einen Völkermord", dessen tragischer Ausgang allbekannt ist: die Ermordung durch Massakers und Deportationen etwa einer Million Armenier, die Vertreibung und Enteignung der übrigen einen Million, außer den Armeniern in Konstantinopel, die entrechtet und versklavt wurden; ferner Verwüstung des ganzen Türkisch-Armeniens, Invasion in Kaukasus-Armenien und Besetzung eines Drittels dieser Länder, Beraubung der Armenier, die auch von der europäischen „christlichen" Diplomatie völlig im Stich gelassen wurden, um ihr Vaterland, Vernichtung und Aneignung tausendjähriger wirtschaftlicher und kultureller Erzeugnisse armenischen Fleißes. Lepsius war der Mann, der sein Möglichstes tat, um diesem Volk in seinem Martyrium und auf seinem Kreuzesweg zu Hilfe zu kommen. Er reiste schon 1915 nach Konstantinopel, wurde aber verhindert, ins Innere Kleinasiens einzudringen. Ja, man hinderte ihn sogar daran, den Hinterbliebenen der Opfer materielle Hilfe zukommen zu lassen. Nach Deutschland zurückgekehrt, schilderte er die Lage der Armenier in seinem „Bericht", den er trotz der damaligen Zensurverhältnisse in 20 000 Exemplaren verbreitete. Er gab diese Schrift 1919 unter dem Titel: „Der Todesgang des armenischen Volkes" in zweiter Auflage heraus. In demselben Jahr veröffentlichte Lepsius sein Hauptwerk über Armenien: Deutschland und Armenien, eine Sammlung diplomatischer Akte aus dem Archiv des Auswärtigen Amtes, begleitet von einer ausführlichen und inhaltreichen Einleitung.

Im Verein mit einigen Armeniern und deutschen Armenierfreunden hatte D. Lepsius schon 1914 in Berlin zwecks kultureller Zusammenarbeit die Deutsch-Armenische Gesellschaft gegründet. Bei den Arbeiten der Deutsch-Armenischen Gesellschaft hat neben Lepsius namentlich deren Generalsekretär Kirchenrat Stier Außerordentliches geleistet. Was das armenische Volk an Lepsius besonders hochschätzt, war nicht nur seine selbstlose Hingabe für das große Hilfswerk, sondern auch sein lebhaftes Interesse für die politische Wiedergeburt und Selbständigkeit des armenischen Volkes.

Hunderte und Tausende von Armeniern beweinen den großen Verlust, den sie durch den Tod Lepsius' erlitten haben. Ewige Ruhe dem wahren deutschen Christen und dem wahren Armenierfreunde!

Charlottenburg Artasches Abeghian

Bücher und Schriften

Das wiedererstehende Babylon. Die bisherigen Ergebnisse der deutschen Ausgrabungen. Von Robert Koldewey. Vierte, erweiterte Auflage mit 270 (7 farbigen) Abbildungen und Plänen und einem Bildnis des Verfassers. Leipzig, J. C. Hinrichs 1925. 341 S. 25, geb. 27 M.

An der Erschließung der alten Kulturstätten des Zweistromlandes hat die deutsche Wissenschaft einen hervorragenden Anteil durch die von der „Deutschen Orient-Gesellschaft" veranstalteten Grabungen, namentlich durch die vorbildlich sorgfältige Ausgrabung der Städte Babylon und Assur. Die Ergebnisse am ersteren Ort faßt das vorliegende Buch zu einem plastischen Gesamtbild zusammen, zu dessen Eindrücklichkeit die zahlreichen Pläne und prächtigen Abbildungen viel beitragen. Die Tiere und Blumenornamente auf den emaillierten Ziegeln und die bunt glasierten Vasen sind Kunstwerke, die man heute wohl bestaunt, aber nicht nachmachen kann. Ich kenne kein Buch, das so gut in jene vergangene und doch noch wirksame Welt einführt wie dieses. Zugleich aber ist es ein ehrenvolles Denkmal für den kürzlich verstorbenen Verfasser, den Ausgräber Babylons, und für die durch den Krieg so jäh abgebrochene deutsche Grabungstätigkeit.

Walter Baumgartner

Die Quellen des Richterbuches in synoptischer Anordnung ins Deutsche übersetzt samt einer in Einleitung und Noten gegebenen Begründung. Von Otto Eißfeldt. Leipzig, J. C. Hinrichs 1925. 189 S. Geb. 10.50 M.

1922 erschien von demselben Verfasser eine „Hexateuchsynopse", ohne Frage die bedeutsamste Erscheinung der letzten zehn Jahre auf dem Gebiete der Pentateuchkritik. Das Besondere daran war nicht so sehr die Anordnung in parallelen Kolumnen. Diente diese im Grunde doch nur dazu, zu veranschaulichen, was die Einleitung entwickelte: daß im Erzählungsstoff des Hexateuchs (Pentateuch und Buch Josua) außer der Priesterschrift (P) nicht, wie bisher angnommen, zwei, sondern drei ältere Erzählungswerke zusammengearbeitet seien, nämlich neben Jahwist (J) und Elohist (E) die älteste und profanste „Laienschrift" (L). Die Bedeutung des Buches — es wurde in der CW 1923 Nr. 40/41 von H. W. Hertzberg eingehend gewürdigt — liegt darin, daß damit die literarkritische Arbeit am Hexateuch, die als im wesentlichen abgeschlossen galt und gegenüber der form- und stoffgeschichtlichen mehr und mehr zurücktrat, mit einem Schlag zu neuem Leben erwachte und das Problem der Entstehung des Hexateuchs, das immer komplizierter zu werden schien, eine überraschend einfache, glatte Lösung fand.

Das vorliegende Buch ist die Fortsetzung von jenem und ebenso angelegt. Noch mehr als dort liegt das Schwergewicht nicht auf der Synopse, sondern auf der fast doppelt so langen Einleitung, die in scharfsinniger, tiefdringender Analyse im Erzählungsstoff des Richterbuches dieselben drei Quellen L J E nachzuweisen sucht, womit sich die landläufige Anschauung von der Entstehung des Buches stark verändert. — Beurteilen läßt sich das Buch natürlich nur im Zusammenhang mit dem früheren. Mir scheint es beidemal die rein mathematische Lösung eines Problems, das seiner Natur nach eine solche nicht verträgt. Wie beim Hexateuch die Tatsache, daß es sehr oft weniger, gelegentlich aber auch mehr Parallelerzählungen als angenommene Quellenwerke gibt, zeigt, daß die Untersuchung die Kompliziertheit des ganzen mündlichen und schriftlichen Überlieferungsprozesses unterschätzt und zu stark schematisiert, so zeigt hier namentlich die Behandlung der Simsongeschichten die Willkür solcher Analyse. So gewiß Eißfeldt auch mit diesem Buche der Forschung reiche Anregung gegeben und sie in sehr vielem fraglos gefördert hat, so muß ich doch bezweifeln, daß auf diesem Wege die Probleme wirklich zu lösen sind.

Walter Baumgartner

Bündnerische Reformationsgeschichte. Im Auftrag der Evangelisch-Rhätischen Synode bearbeitet von Emil Camenisch, Pfarrer in Valendas und Sagens. Chur, Bischofsberger und Hotzenköcherle 1920. 586 S. 8 M.

Dieses dem Bündnervolk mit dem Motto Offb. 3, 11 gewidmete Werk war laut Vorwort für die schweizerische Reformationsfeier im Jahre 1919 geplant, wurde aber wegen des Weltkriegs erst 1920 fertig. Es ist eine ungemein fleißige und gründliche Arbeit, die auf sorgfältigem und umfassendem Quellenstudium fußt und dem Längs- wie dem Querschnitt, d. h. der geschichtlichen Entwicklung wie der topographischen Ausdehnung nach den reichen Stoff so erschöpfend behandelt, daß die entscheidenden Vorgänge bis in die letzte Talfalte des zerklüfteten Kantons uns vor Augen geführt werden. Der Stil ist flüssig, die Darstellung anschaulich, die gesamte Schilderung bei aller Warmherzigkeit des evangelischen Standpunkts doch von historischer Objektivität beherrscht. In der Geschichte der Reformationsbewegung selbst tritt außer so vielen treuen einheimischen Zeugen besonders lebhaft die Gestalt des so merkwürdig aus einem Saulus zu einem Paulus bekehrten früheren Bischofs von Capodistria, Petrus Paulus Bergerius hervor, der im Bergell reformierte, in der trüben Geschichte der Gegenreformation aber die seines Gegenspielers, des energischen Bischofs von Mailand, Kardinal Borromeo, der mit der Losung des tridentinischen Konzils: „Fluch den Ketzern" so bitteren Ernst machte. — Das evangelische Bündnervolk hat in der Tat mit diesem Geschichtswerk ein Reformationsbuch geschenkt bekommen, an dem es sich freuen, aus dem es sich Glaubenstreue schöpfen kann.

Johannes Herzog

Der Methodismus als religiöse Bewegung und als Kirche. Von J. L. Nuelsen. Bremen, Verlag des Traktathauses 1924. 80 S. 75 Pfg.

Der Methodismus, ein Element des Fortschritts innerhalb des Protestantismus. Von Karl Eisele. Zweite Auflage. Ebenda, 1924. 44 S. 40 Pfg.

Der Methodismus, Deutsch oder Englisch? Von J. W. Ernst Sommer. Ebenda, o. J. 11 S. 20 Pfg.

Diese drei Werbeschriften des methodistischen Traktathauses in Bremen sind durch den vornehmen ruhigen Ton und die geschickte gemeinverständliche Darlegung wohl geeignet, ihrer Sache Freunde zu gewinnen. Das Buch Nuelsens ist erwachsen aus drei Vorträgen in einem Predigerseminar. Es handelt vom Methodismus als religiöser Bewegung, vom Methodismus als Kirche und schließlich von den Aufgaben des Methodismus. Eisele formuliert: „Wie die Reformation in gewisser Hinsicht den Umbildungsprozeß auf dem Gebiet des christlichen Glaubens eingeleitet hat, so ohne Zweifel der Methodismus den Umbildungsprozeß auf dem Gebiet des christlichen Lebens. Die Frömmigkeit der Gegenwart ist methodistisch orientiert. Was wir auch sehen an Äußerungen wahrer Frömmigkeit innerhalb der Landeskirchen und besonders der landeskirchlichen Gemeinschaften — wir sehen nichts Neues: es ist Geist von unserem Geist." Daran ist etwas Wahres. Aber wie steht es nun um das Verhältnis des Methodismus zu Luther selbst? Hierauf ist sicherlich eine andere Antwort zu geben

als die von Sommer, der fast soweit geht zu sagen: „Alle die wesentlichen Einflüsse, die Wesley zum Gründer der methodistischen Bewegung machten, stammen aus Deutschland." Unzweifelhaft ist Wesley stark und entscheidend von Luther angeregt worden, aber der Grundzug seiner Frömmigkeit bleibt darum doch spezifisch englisch. Zwar wird die psychologische Betrachtung des Bekehrungsvorgangs bei Wesley auch für unser praktisches Christentum stets von der höchsten Bedeutung bleiben, aber man darf dabei nicht übersehen, daß die lutherische Rechtfertigungslehre auf einer ganz anderen Ebene liegt und für uns die höhere Wahrheit besitzt. In der Praxis können wir bis zu einem gewissen Grade die methodistische Einstellung nicht entbehren, und doch müssen wir grundsätzlich als lutherische Christen die erasmische Theologie des Methodismus entschieden ablehnen.

Theodor Sippell

Persönliches Erlebnis protestantischer und katholischer Frömmigkeit. Von Gertrud von Zezschwitz. Freiburg, Herder 1925. 60 S. Kart. 1.80 M.

Gertrud v. Zezschwitz gibt zu ihrer 1922 bei Herder (Freiburg) erschienenen Schrift „Warum katholisch?" jetzt eine Ergänzung, die sowohl inhaltlich als auch formal noch sympathischer ist als das erste Büchlein. Indem sie ihr „persönliches Erlebnis protestantischer und katholischer Frömmigkeit" dem Leser vor Augen stellt, zeigt sie bei tiefer Würdigung des Luthertums, aus dem sie, die Tochter des verstorbenen Erlanger Theologen, stammt, wie gerade das Luthertum trotz der Reinheit seiner Lehre und der Größe seiner 400 jährigen Vergangenheit sie wegen seiner heutigen Verarmung und Entartung dem Katholizismus in die Arme treiben mußte. Ihre eigentliche religiöse Heimat war lange Zeit die Diakonissenanstalt Neuendettelsau mit ihrem geistig und kultisch reichen Leben, das sie als Lehrerin weitergab im Religionsunterricht an höheren Mädchenschulen. Dieses Gottesdienstleben der Löhe'schen Anstalten fand für sie seinen äußeren Rahmen und zugleich seine innere Vertiefung, als sie im Kloster St. Marienberg in Braunschweig (in dem auch die Schreiberin dieser Zeilen zwei Jahre weilte) die Leitung einer kleinen evangelischen Schule übernahm. Dem ökumenischen Sinn der Löhe-Schülerin trat dort eine katholische Vergangenheit mit all ihrer Harmonie entgegen und der Zauber des alten, von neuem Leben durchfluteten Klosters zog sie in seinen Bannkreis. Zugleich aber lernte sie dort die evangelische Kirche Norddeutschlands — in ihrer Umwelt außerhalb des Klosters und in ihren Schülerinnen — kennen.

Die Kritik, die sie — von echt lutherischem Reichtum kommend — an diesem verarmten, oft entstellten, nationalistischen Protestantismus übt, gehört für alle, die ihre evangelische Kirche lieben, zum Wertvollsten (weil Lehrreichsten) an diesem Büchlein. Für Gertrud v. Zezschwitz wurde die notwendige Konsequenz langsam aber deutlich die Konversion — in der Kirche des Wortes fehlte ihr das Sakrament, fehlte ihr die Tradition, fehlte ihr die Ökumenizität. Und im Katholizismus behält sie das Evangelium, findet es in Missale und Brevier wieder, hört es im Gottesdienst und lebt darin weiter und gewinnt viel Neues und Wertvolles an religiösen Gütern hinzu. Vielleicht bleiben ihrem frommen Auge viele Schäden des heutigen Katholizismus verborgen. Ihr zurückgezogenes Leben entzieht sie seinem Hierarchentum, seiner Veräußerlichung. Aber die Art, wie sie vor allem die katholische Jugend auf die Bibel hinweist und sie ermahnt, diese zu lesen, gibt ihr ein Recht, neben dieser Aufgabe — der Einpflanzung evangelischer Frömmigkeit in den römischen Katholizismus — anderes zu übersehen. Um dieser evangelisatorischen Wirksamkeit willen braucht die evangelische Kirche sie nicht als eine Abtrünnige zu betrachten, sondern sollte in ihr eine Abgesandte sehen, die eine Botschaft von der alten Heimat in die neue bringt.

Anne Marie Heiler

Christliche und philosophische Weltanschauung. Von Carl Stange. Gütersloh, Bertelsmann 1923. 136 S. 2 M.

Wer an das Büchlein des Göttinger Systematikers mit der Erwartung herantritt, eine exakte Erörterung des mit der Themastellung aufgestörten Fragenkomplexes zu finden, wird arg enttäuscht werden. Welche „philosophische Weltanschauung" ist gemeint? Wie stellt sich grundsätzlich das Verhältnis zwischen philosophischem Denken und christlicher Weltdeutung dar? Wo liegen hier die Gegensätze, die Spannungen, die Parallelen, die Berührungspunkte? Keine derartige Frage wird systematisch angefaßt. Die Absicht des Verfassers ist augenscheinlich nur diese, im Stil der alten Apologetik unter einigen Stichworten der populär-wissenschaftlichen, aufklärerisch-„philosophischen" Gedankenwelt eine „christliche Weltanschauung" gegenüberzustellen und ihre Überlegenheit über jene an den einzelnen Problemen zu erweisen. Daß ihm diese Beweise gelungen seien, wird ihm der nicht von vornherein auf seine durchaus persönlich gefärbte „christliche Weltanschauung" eingestellte Leser kaum zugeben können. Dabei wird diese ausgesprochen persönliche Färbung nicht als ein Nachteil anzusehen sein; vielmehr liegt wohl darin der Wert des Büchleins, daß es dem Leser den einen oder anderen Leitgedanken einer möglichen christlichen Weltanschauung zur nachdenklichen Behandlung aufgibt.

Ernst Neubauer

Einblicke und Ausblicke. Beiträge zur Lebenskunde. Von Wilhelm Bithorn. Bad Pyrmont, Ernst Schnelle Verlagsbuchhandlung 1926. Zweite Auflage. 175 S. 2.50 M.

Der bekannte Merseburger Domprediger bringt hier seine „Beiträge zur Lebenskunde" in der zweiten Auflage heraus. Bithorn stellt noch den immer selteneren Typus des in klassischem Geist gebildeten Theologen dar. Die Humanität wirkt sich bei ihm als vornehme Pädagogik aus, mit der er den Gedanken des Christentums den Weg in das Herz des fernerstehenden Gebildeten bahnt. Dem Geschlecht freilich, das aus dem Vulkan dieser Zeitwende heraus geboren ist, steht dieser Idealismus der Lebensbetrachtung nicht mehr zu Gebote. Zugleich wird man dabei inne, wie sehr unsere Generation auch noch in ihren vordersten Stürmern in der theoretischen Erörterung der ersten Voraussetzungen steht, und wie völlig dieser leidenschaftliche Kampf um den Ausgangspunkt uns von der Wirklichkeit abgeschnitten hat. Das werden wir uns trotz allen Geschreis nach „Wirklichkeit" nicht mehr allzu lange verheimlichen können, daß wir dem Weg zur Kirche, zum Volke, zum gewöhnlichen Menschen ferner denn je sind. Wir Jungen müssen wieder lernen, uns um den Zugang zum Menschen, der eben trotz allem jener Humanitätsreligion in ihrer Weise offen stand, in aller Bescheidenheit zu bemühen und zwar ohne immer gleich die Mißerfolge unserer Weltfremdheit als die Vorzüge unserer hohen theologischen Theorie aufzudrapieren.

Paul Schütz

Wahrheit und Irrtum in der Geschlechterpsychologie. Von M. Baerting. Karlsruhe, G. Braun 1923. 254 S. 4, geb. 5 M.

Dieses Buch, der zweite Band der „Neubegründung der Psychologie von Mann und Weib", hat wieder — ähnlich wie die Aufzeigung der eingeschlechtlichen Vorherrschaft im ersten Band — einen Hauptgedanken, der mir für dieses Thema außerordentlich fruchtbar erscheint, und der in diesem Buche zum ersten Mal in seiner vollen Schärfe ausgewertet wird. Es ist dies die Aufzeigung der Sexualkomponente. Darunter versteht Baerting denjenigen Spannungszustand, der — stärker oder schwächer — zur Wirkung kommt, wenn Angehörige verschiedenen Geschlechtes in ein bestimmtes Verhältnis zueinander treten (z. B. als Lehrer und Schüler, Richter und Angeklagter usw.).

Dieser Spannungszustand wirkt hemmend auf die rein intellektuelle Denkfähigkeit (vor allem im Mathematikunterricht), hingegen anregend auf die Steigerung gefühlsbetonter Disziplinen (Kunst, Literatur). Im Gerichtsverfahren führt er zu einer strengeren Beurteilung des eigenen Geschlechts und zu einer milderen des andern. Auch bei psychologischen Untersuchungen, bei denen Versuchsleiter und Versuchspersonen verschiedenen Geschlechts sind, ist die Sexualkomponente zu berücksichtigen, denn sie ist der Grund, weshalb die Untersuchung der Emotionalität bei Frauen so wesentliche Differenzen bei Heymans und Frau Thompson ergab. Die Emotionalität der Versuchsperson ist höher, wenn der Versuchsleiter dem andern Geschlecht angehört.

Die Verfasserin führt eine große Anzahl von Beispielen für ihre Behauptungen an. Allerdings macht sie auch hier wieder, wie im ersten Band, in einigen Fällen den Fehler, zu rasch und zu allgemein zu schließen, so daß einigen Gedankengängen die zwingende Notwendigkeit fehlt. Andererseits sind aber gewisse Beispiele so schlagend und evident, daß der Grundgedanke als durchaus richtig anerkannt werden muß.

Im letzten Teil des Buches zeigt Baerting noch, wie die einseitige Vorherrschaft des einen Geschlechts und die Sexualkomponente oft als gemeinsame Faktoren in unserem Kulturleben zusammenwirken, und wie so manche Erscheinung ein wesentlich anderes Bild gewinnt, wenn man sie berücksichtigt, z. B. Gemeinschaftserziehung, weibliche Produktivität. Ein dritter Band soll uns den Abschluß der Untersuchungen bringen.

Marie Deutschbein

Die Willensfreiheit beim Rechtsbrecher. Von Professor D. Friedrich Loofs. Zugleich 39. Jahrbuch der Gefängnisgesellschaft für die Provinz Sachsen und Anhalt. Halle, Gefängnisgesellschaft (Karlstraße 16). 48 S.

Der Loofssche Vortrag, der begreiflicherweise keine neue Lösung des unendlich oft verhandelten Problems der Willensfreiheit, aber viele gute Einzelbemerkungen bietet, von einem religiös begründeten Glauben an sittliche Freiheit wie von rechter christlicher Kritik der landläufig pharisäischen Beurteilung des „Verbrechers" her, sollte nicht in diesem „Jahrbuch" vergraben bleiben. Er füllt es fast ganz aus. Wer es liest, findet nebenher einen Bericht über die nachahmenswerte Hallische, der Jugendgerichtshilfe nachgebildete Gerichtshilfe für Erwachsene. Der Kampf gegen das Verbrechen als soziale Erscheinung fordert freiwillige Hilfskräfte zur Unterstützung sowohl der Richter als auch manches Angeklagten.

Hermann Mulert

Die deutsche Lyrik seit Herder. 1. Von Herder zu Goethe. 2. Die Romantik. 3. Vom Realismus bis zur Gegenwart. Von Emil Ermatinger. Leipzig und Berlin 1925. 310, 286, 320 S. Jeder Band 7, geb. 9 M.

Daß dieses umfangreiche und gründliche Werk so bald in neuer Auflage erscheinen konnte, ist ein gutes Zeichen. Auf die Neuauflage wird vor allem verwiesen werden dürfen, weil sie nach der schlechten Kriegsausstattung der ersten — nur in zwei Bän-

den erschienenen — Auflage erst jetzt eigentlich eine erfreuliche Lektüre ermöglicht. Die Versabsätze der mitgeteilten Gedichte sind nunmehr respektiert, das Papier ist gut und der Einband vortrefflich. Inhaltlich ist nicht viel geändert. Die Einleitungen sind hier und da in ihrer weltanschaulichen Begründung etwas ausgeweitet, Hamann tritt stärker heraus, Chamisso ist von den Romantikern zu den Realisten abgewandert. An vielen einzelnen Stellen ist sorgsam gebessert, aber in der Gesamtauffassung ist das wertvolle und schon früher empfohlene Werk dasselbe geblieben. Hinrich Knittermeyer

Goethes religiöses Erleben. Von Ernst Neubauer. Tübingen, J. C. B. Mohr 1925. 88 S. 3, geb. 4.50 M.

Es liegt im Charakter der Gegenwart begründet, daß zahlreiche Aufsätze, Broschüren und Bücher über Goethes Religion erscheinen. Dem sittlichen und religiösen Chaos unserer Zeit ist der festgefügte, harmonische Kosmos der Goetheschen Weltanschauung ein sehnsuchtsvoll begehrtes Ideal. Darum ist für die Gebildeten der Gegenwart Goethe nicht mehr der „große Heide" oder der Olympier, sondern der Entsagende, sich selbst Beschränkende steht im Vordergrund. Das Buch von Neubauer wertet in diesem Sinn die organische Natur- und Selbstanschauung Goethes, beides, Außen und Innen von denselben Lebensgesetzen bestimmt wie vom „Ein- und Ausatmen" oder der Steigerung in Natur, Individuum, Geschichte, geordnet durch Gesetz, Idee, Schicksal — die Gottheit — zu einer Einheit, zum Kosmos. Mit Recht weist es Neubauer ab, Goethe als Verfechter der Persönlichkeit anzuführen, er betont vielmehr Tätigkeit als Auswirkung der Persönlichkeit und Entsagung als notwendig zur Höherentwicklung. Den Unterschied vom kirchlichen Dogmatismus sieht der Verfasser im Glauben Goethes an „die göttliche Wesensprägung des Menschen", die Erbtugend, die Goethe neben die Erbsünde stellt. Aus Goethes Auffassung der Welt als gesetzlich geordneten Kosmos erklärt Neubauer Goethes Religion der Ehrfurcht und seinen Unsterblichkeitsglauben. Für die höchste Idee im Kosmischen hält Neubauer nicht die Erlösung, sondern die Verewigung; unter Erlösung versteht er die Gottesliebe, die allein die Doppelnatur des Menschen überwinden kann.

Das Buch Neubauers gibt unter Anführung von vielen Zeugnissen Goethes eine kurze sachliche und eindringende Einführung in Goethes Weltanschauung. Es würde sich meines Erachtens gut für den Weltanschauungsunterricht in der Oberstufe eignen. Das letzte Wort freilich über Goethes Religion ist damit nicht gesprochen; jede Zeit wird in dieser allumfassenden Persönlichkeit andere Ideen betonen, die ihr als besonders wichtig erscheinen müssen. Erna Ohm

Jean Paul. Von Walther Harich. Leipzig, H. Haessel 1925. 860 S. Geb. 18.50 M.

Jean Paul. Von Johannes Alt. München, C. H. Beck 1925. 476 S. mit drei Bildnissen. 12.50, in Leinen 16 M.

Als Jean Paul vor hundert Jahren einsam und verbittert, halberblindet seinem Ruhme und seinem genialen jungen Sohne nachstarb — so der Vergangenheit wie der Zukunft beraubt —, verkündete ihm die zornige Anwaltrede Börnes die Auferstehung aus dem Geiste eines neuen Jahrhunderts, in dem er wieder wahre Zeitgenossen finden würde. Unsere Tage, ganz vom Pathos des Anfangs bewegt, haben den verwandten Dichter wirklich mit einem Enthusiasmus erweckt, der überliterarischer Natur sein muß, da ihn das Gesamtbewußtsein einer Generation verbürgt.

Um die Jahrhundertwende riefen die Geister von George bis Kerr den Dichter wieder herauf. Seitdem sucht die Einzelforschung das komplexe Gebilde seines Werkes zu durchdringen. Und in diesem Jahre erschienen die ersten großen Gesamtdarstellungen, die Bücher von Harich und Alt. Beide sind als Wagnis so notwendig wie gefährlich, beide deshalb gleich in Anspruch und Bescheidung: im Bewußtsein ihrer geistesgeschichtlichen Mission für die Gegenwart und zugleich ihrer Verpflichtung einer rätselhaften und kaum faßbaren Fülle der historischen Erscheinung gegenüber. Aber im übrigen sind beide Darstellungen sehr verschieden.

Harich formuliert seine Aufgabe, „eine undankbare Aufgabe", in dem klug verteidigenden Vorwort: er will unserer Zeit, ehe hochentwickelte literarästhetische Methoden die „geistige Gestalt" umreißen oder in „Problemgeschichte" zerlösen, die empirische Gestalt erobern. Er möchte sein Buch als den historischen „Roman" Jean Paul betrachtet wissen. Mit allen Forschungsergebnissen bekannt und nicht ohne Dankbarkeit gegen Spazier, den ersten Biographen, vermag er wirklich das Zerstreute oder Mißdeutete in erstaunlich beherrschter objektiver Erzählung zu binden, oft von der Erregung befeuert, doch nie von ihr gestört. Freilich versagt diese Methode, die sich Leben und Werk als „Stoff" zu vermitteln bescheidet, wenn sie die Welt der großen Romane — zumal des „Hesperus" — durch die Wiedergabe der Fabel, des Unbedeutendsten im Werk dieses Epikers, näherzubringen sucht. Eine Einsicht, die dem Autor gar nicht fremd ist und die er dennoch illusorisch macht. Die Methode versagt auch, wo sie sich eben doch der Problemgeschichte nähert und — wenigstens programmatisch — die große Ahnenreihe von Hamann bis zu Jean Paul aufzudecken sucht: mit der einfachen, wenn auch oft wiederholten Erwähnung dieser bekannten Perspektive ist freilich wenig geleistet. Wie denn auch das Bestreben, den Dichter moderner zu machen als nötig — etwa in ihm den ersten überzeitgenössischen Gegenkantianer oder in zerstreuten historischen Bemerkungen wesentliche Vorwegnahmen Spenglerscher Geschichtsschau zu entdecken — nicht zum Besten dieses Buchs gehört. Dennoch ist es die erste in sich bedeutende Biographie des Dichters.

Denn die zweite Darstellung von Johannes Alt will so wenig reine Lebensbeschreibung wie abgesonderte ästhetische Betrachtung sein. Sie strebt vielmehr — unbekümmert um vorsichtige Bedenken, wie sie Harich quälen — im Sinn jener von der Georgeschen Schule geübten Methode die geistige „Gestalt" des Gesamt-Wesens Jean Pauls zu umschreiben. Aus der Problematik dieses Begriffs, wie sie sich bei Jean Paul, der „größten dichterischen Kraft, nicht dem größten Dichter der Deutschen" (George), unmittelbar ergibt, erwächst dieser Darstellung die fruchtbare Dialektik. — Auch Harich fehlt es nicht an wesentlichen Einsichten in das besondere Sein dieser Seele. Aber hier wird methodisches Agens, was bei ihm als magere und nur für den Kundigen unverlorene Bemerkung oft zwischen dem Empirischen verborgen steckt. — Die universale Spannung, die sich zwischen Gestaltdrang und -flucht im Jean Paulschen Wesen und Werk erzeugte und als letzterkennbares Strukturmoment seiner geistigen Individualität befunden wurde, beherrscht hier also auch den Gang der ganzen Darstellung. Sie führt durch die „magische" Traumwelt des „Hesperus", an dem Aufbruch der erdhaft objektiven Kräfte im „Siebenkäs" vorüber zu der Gipfelung des Werks im „Titan", wo phantastisches Ich und objektive Welt sich zu edelgestalthafter Einheit zu binden trachten und, für einen Augenblick wirklich gebunden, aufs neue zerfallen, um sich, nun auf immer gebrochen, nur noch im selig entfagenden Humor der „Flegeljahre" und der späten Idyllen zu umspielen. — Auch hier erhebt sich in Jean Paul der einzig würdige Gegenspieler Goethes, eben wie es Harich sieht. Auch hier nimmt sein geistiges Schicksal jenen ausgesprochen deutschen Gang. Aber es wird der Geschichte gehorchend mit stiller Trauer enthüllt, während es Harich zu ungeheuren deutschen Hoffnungen beseelte.

Keine dieser Darstellungen mag der Jean Paulschen Forderung, ihn in seiner Ganzheit zu fassen, durchaus genügen, aber jede strebt es mit Liebe und Ehrfurcht zu tun: die eine, die soweit wir sehen aus innigerer Verwandtschaft entsprang und am tiefsten dringt, in einem großen halbkünstlerischen Deutungsversuch; die andere wie einst der Sprecher des Jungen Deutschland mit der erregten Anwaltsgebärde, die ihren Helden vor der Moderne auszuweisen trachtet. Heinrich Stodiek

Der kleine Brockhaus. Handbuch des Wissens in einem Bande. Leipzig, F. A. Brockhaus. Erste Lieferung 1925. 1.90 M.

Dieses auf zehn Lieferungen berechnete Werk soll ganz kurz über das gesamte Wissensgebiet unterrichten. Nicht nur mit Worten, sondern auch mit einer Menge kleiner, klarer Zeichnungen, Bildtafeln und Karten, auch farbig. Es ist erstaunlich, welch eine Fülle von Stoff auf engsten Raum zusammengedrängt ist mit Hilfe von Kürzungen, die ohne weiteres deutlich sind und nicht erst des Nachschlagens bedürfen. Besser wäre natürlich ein umfangreicheres Lexikon. Allein je ausführlicher, desto teurer — dieses ist erstaunlich billig. Es wird mit allen zehn Lieferungen auf 19 Mark kommen, für Viele ein erschwinglicher Preis. Wo ich in der Lage war, einzelne Stichworte nachzuprüfen, war kurz das Wesentliche gekennzeichnet. Diese erste Lieferung enthält allein vier farbige Karten von Afrika, Asien wie Nord- und Südamerika, Bildtafeln zu Baukunst und Bergwerk und 443 Zeichnungen.

Georg Wünsch

Der Zusammenschluß

Es geht uns folgender beachtenswerte Aufruf zu:

An alle Feinde deutscher Zwietracht!

Das deutsche Volk ringt nach dem verlorenen Weltkriege erneut um seine Stellung im Rahmen der europäischen und Weltvölker. Mit dem für den Herbst erstrebten Eintritt Deutschlands in den Völkerbund tritt dieser Kampf in ein neues, vielleicht entscheidendes Stadium.

Gelingen kann der Kampf des Deutschen Volkes um seine Weltgeltung nur, wenn in ihm selbst die größte innere Geschlossenheit herrscht.

Statt dessen hat die Zerklüftung und Zerrissenheit, die von je der Fluch Deutschlands gewesen ist, in den letzten Jahren einen Grad erreicht, der uns außen- und innenpolitisch aktionsunfähig zu machen droht. Die natürlichen Gegensätze zwischen den Parteien, den Ständen, den Konfessionen und Weltanschauungen haben sich in einer Weise verschärft, daß der Deutsche in dem Deutschen vielfach nicht mehr den Volksgenossen, den Bruder, sondern den bittersten Feind erblickt. Der Hader zwischen Rechts und Links, zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, ja leider auch zwischen den Anhängern der verschiedenen Konfessionen hat im öffentlichen Leben, in der Presse und selbst in den Parlamenten so häßliche und abstoßende Formen angenommen, daß man sich dessen nur aufs tiefste schämen kann.

In Millionen und Abermillionen Deutschen lebt das Gefühl: So geht es nicht weiter. Viele und gerade die Besten und innerlich Wertvollsten sind von der Art, wie sich der Streit unter den Parteien vollzieht, so angewidert, daß sie sich von dem öffentlichen Leben ganz zurückziehen. In der Jugend, aus der dem politischen Leben die Kräfte der Erneuerung zuströmen müssen, wächst die Abneigung, sich diesem überhaupt zuzuwenden. So droht dem politischen Leben des Deutschen Volkes in dem Augenblicke, wo der

Zusammenschluß Aller mehr wie je das Gebot der Stunde

ist, die Gefahr innerer Blutleere und völliger Zersetzung.

Dieser schweren Gefährdung des deutschen politischen Lebens muß Einhalt getan werden, ehe es zu spät ist. Es gilt nach manchen fehlgeschlagenen Anläufen der letzten Jahre noch einmal den Versuch, eine Bewegung ins Leben zu rufen, die bewußt ausgeht auf die Entgiftung des öffentlichen Lebens, auf die Zurückführung des Meinungsstreits zu anständigen und ritterlichen Formen, auf die Achtung des politischen Gegners und letzten Endes auf den

vertrauensvollen Zusammenschluß aller Deutschen zum gemeinsamen Kampf um deutsche Weltgeltung.

Eine solche Bewegung bedarf eines eigenen Organs, das allein dem großen Ziele der Einigung und des inneren Friedens des deutschen Volkes gewidmet ist.

Dieses Organ will die Monatsschrift

„Der Zusammenschluß"

„Politische Monatsschrift zur Pflege der deutschen Eintracht"

sein.

Der Entschluß zu der Herausgabe der neuen Monatsschrift entspringt nicht etwa einer unwirklichen Betrachtungsweise. Nicht eine unter Menschen unmögliche Einigkeit kann das letzte Ziel sein.

Wir gehen davon aus, daß die religiöse und weltanschauliche Verschiedenheit unseres Volkes etwas Gegebenes ist. Das geistige Ringen der religiösen und politischen Richtungen soll und muß bleiben.

Auch politische Parteien sind etwas Natürliches und Notwendiges. Wir ignorieren sie nicht und bekämpfen sie nicht.

Was wir bekämpfen,

ist die Ausartung des politischen und weltanschaulichen Ringens, ist Gehässigkeit und Neid in jeder Form.

Wir wollen

in unserer Monatsschrift eine Arena bieten für die sachliche und vornehme Austragung innerer Gegensätze und Meinungsverschiedenheiten auf allen Gebieten. Gerade die Probleme der inneren und äußeren Politik im weitesten Sinne, um die im deutschen Volk leidenschaftlich gerungen wird, sollen in der neuen Zeitschrift von allen Seiten in voller Unbefangenheit und Aufrichtigkeit erörtert werden Die vornehmste Sorge der Herausgeber wird sein, alle Richtungen gleichmäßig unter der Voraussetzung, daß die sachliche Form gewahrt wird, zu Worte kommen zu lassen. In ihrer eigenen Stellungnahme werden sich die Herausgeber nur leiten lassen von dem Streben zur Unabhängigkeit, zur Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, die die Grundlage aller Verständigung sind. Immer wird dabei nach den Lösungen zu suchen sein, die geeignet sind, den Gegensätzen im Volk ihren Stachel zu nehmen und die Volksgenossen einander näherzuführen. Auf diese Weise hoffen wir ein Vorbild zu schaffen für die Art, wie geistige und politische Kämpfe auszutragen sind, in innerer Freiheit von Schlagwörtern jeder Art, in Achtung vor fremder Überzeugung, in ernster Würdigung der Motive des Gegners, in ritterlicher, stets den Volksgenossen ehrender Kampfform.

Wer immer bereit ist, in diesem Sinne zu helfen, daß Brücken geschlagen werden zwischen den Parteien, den Ständen, den Konfessionen und sonstigen Gruppen im deutschen Volke, ohne daß der Überzeugung des Einzelnen zu nahe getreten wird, der sei uns willkommen. Unser Ruf geht an alle Parteien, an alle Richtungen im deutschen Volke ohne Ausnahme: Helft den inneren deutschen Hader bekämpfen, helft den deutschen Frieden aufrichten!

Nur durch solche gemeinsame Arbeit kann das gegenseitige Verstehen und Vertrauen, kann der innere Frieden des deutschen Volkes begründet und verankert werden. Nur so wird der Weg frei zu neuer deutscher Größe und Geltung in der Welt.

Die Herausgeber

Dr. Friedrich Thimme Dr. Eduard Hemmerle

„Der Zusammenschluß" erscheint ab April 1926 im Verlag der Hans Scheller G. m. b. H., Charlottenburg 2, Hardenbergstr. 32 a, Fernsprecher Steinplatz 3064, Postscheckkonto Berlin Nr. 126 562; Bankkonto: Darmstädter und Nationalbank, Dep. Kasse 47, Kurfürstendamm 26 a.

Die in kurzer Zeit in beschränkter Werbung zusammengekommene Liste von solchen, die bereit sind, den „Zusammenschluß" zu fördern und an ihm mitzuwirken, enthält bereits eine große Zahl namhafter Persönlichkeiten aus den verschiedensten Lagern. Sie kann noch nicht abgeschlossen werden, weil täglich neue Zustimmungserklärungen eingehen. Da das erste Heft noch in diesem Monat erscheinen soll, so haben sich Herausgeber und Verlag entschlossen, die Liste erst im zweiten Heft zu veröffentlichen.

Auch alle nicht unmittelbar aufgeforderten Persönlichkeiten, die die deutsche Zwietracht bekämpfen wollen, werden gebeten, recht umgehend eine Zustimmungserklärung an den Verlag einzusenden.

Bezugsbedingungen. Das Einzelheft (50 Seiten) kostet 1 M.; vierteljährlich 2.75, halbjährlich 5.25, jährlich 10 M. — Probehefte kostenfrei!

Zur wirtschaftlichen und sozialen Lage

Leiser Optimismus in Deutschland — Weinbau und Handelsvertrag mit Spanien — Entwicklung der englischen Kohlenkrise — Arbeitszeitkonferenz in London

Man liest von einer leichten Besserung in der Lage der deutschen Wirtschaft. Jedenfalls ist ein vorläufiger Tiefpunkt überschritten und man kann ein leichtes Ansteigen des Beschäftigungsgrades beobachten. Die Arbeitslosenziffer, der Gradmesser für die Beschäftigung eines Landes, geht leicht zurück. Mir liegen bis heute erst die Zahlen vom März vor. Die Zahl der Hauptunterstützungsempfänger ist insgesamt von rund 2 017 000 am 15. März auf rund 1 942 000 am 1. April, d. h. um 3,7 % gesunken; die der männlichen sank in derselben Zeit von 1 702 000 auf 1 624 000, die der weiblichen stieg von 315 000 auf 319 000. Das sind, auf das Ganze abgesehen, sehr minimale Veränderungen. Es ist aber zweifelhaft, ob bei dieser Statistik solche Erwerbslose dabei sind, die nach Ablauf ihrer Unterstützungsfrist nicht mehr als unterstützungsberechtigt gezählt werden. In Berlin hat übrigens in der zweiten Aprilwoche die Zahl der Erwerbslosen um 2500 gegenüber der Vorwoche zugenommen. Der Optimismus der deutschen Industrie, der sich in steigenden Börsenkursen ausdrückt, beruht auf der Vollendung der Konzentration der Produktionsmittel, infolge deren aber viele Tausende nicht mehr eingestellt werden können, da nur die rentabelsten Anlagen unter Betrieb gehalten werden. — Die Frankfurter Frühjahrsmesse betätigte sich in kleinem Umfang; sie war wenig beschickt, erfreute sich aber bei kleinem Angebot einer verhältnismäßig großen Nachfrage und verlief zum mindesten erträglich; jedenfalls erfüllte sich der Pessimismus nicht, mit dem man ihr entgegensah. — Die Hamburg-Amerika-Linie (Hapag) legte ihren Geschäftsbericht für 1925 vor. Auch er bietet ein verhältnismäßig günstiges Bild. Der Welthandel hat zugenommen gegen 1924, wie deutsche und ausländische Statistiken bestätigen; allerdings noch nicht so, daß der gesamte Welttonnenraum genügende Beschäftigung fände. (Vgl. Sp. 91.) Der Frachtenmarkt ist noch nicht lebhaft genug. Erheblich zugenommen aber hat der transatlantische Passagierverkehr. Bei größter Sparsamkeit und unter geschickter Regelung der Zusammenarbeit mit deutschen und amerikanischen Schiffahrtslinien konnte ein Reingewinn von 9 380 917 Mark gegen 223 981 Mark im Vorjahre herausgewirtschaftet werden. Diese Summe wird fast ganz zu Abschreibungen auf Seeschiffe und Grundbesitz verwendet, eine Dividende wurde nicht ausgeschüttet. — Das sind alles sehr geringe Verbesserungen. Nach wie vor ist die Lage der europäischen Wirtschaft gefahrvoll und ernst. Dabei müssen noch die Lasten der notwendigen Sozialversicherungen, vor allem der bedeutende Summen verschlingenden Erwerbslosenversicherung getragen werden. Es ist noch kein Weg zu sehen, wie diese Weltwirtschaft unter Beibehaltung ihrer bisherigen Voraussetzungen wird zur Blüte gelangen können.

Es ist auch ungeheuer schwer, durch ihre Erscheinungen hindurch auf die eigentlichen Gründe zu sehen. Wer es versucht, dem wird sein Unterfangen sehr schwer gemacht; denn trotz der vielen gedruckten Statistiken, Berichte, Denkschriften, Aufsätze und Bücher ist da alles verschleiert. Der privatkapitalistische Betrieb muß auch aus Konkurrenzgründen viel verschleiern; und wie es bei der sich anbahnenden Weltkartellierung in den einzelnen Branchen wirklich steht, das wissen auch Generaldirektoren von recht erheblichen Betrieben nicht mehr, das wissen nur einige Wenige, die ihrerseits keine Ursache haben, ihr Wissen an die große Glocke zu hängen. Es gibt so viele widersprechende Erscheinungen in unserer Wirtschaft; der Versuch, sie einheitlich erklären zu wollen, spottet aller Mühe, denn die entscheidenden Dinge bleiben geheim; selbst ganz bedeutende Werke, die einem Kartell angeschlossen sind, haben — eine erstaunliche Tatsache — keinen Einblick in die intimen Geheimnisse des Kartellvertrages. Bei der Beschäftigung mit diesen Dingen überfällt einen oft das Gefühl des Grauens vor ganz gewaltigen, ungreifbaren Mächten, die hinter der Erscheinung der wirtschaftlichen Vorgänge ihr unergründbares Wesen treiben. Es ist daher ein sehr notwendiges Beginnen, wenn die Reichsregierung innerhalb kurzer Frist einen Ausschuß einberufen will, der die Erzeugungs- und Absatzbedingungen der deutschen Wirtschaft untersuchen soll. Es gibt so viele rätselhafte Erscheinungen, z. B. die gewaltigen Spannen zwischen Erzeuger- und Verbraucherpreisen bei den landwirtschaftlichen Produkten und bei den Textilwaren. Ob freilich eine staatliche Kommission wird die letzten Tiefen entschleiern können, bleibt sehr fraglich; denn auch sie ist auf die Auskünfte angewiesen, die man ihr erteilt. (Vgl. DAZ 164/65.)

Eine große Undurchsichtigkeit liegt auch auf der Lage des Alkoholmarktes. Daß Brauereien und Likörfabriken heute

Goldgruben sind, darauf wurde schon hingewiesen (s. Sp. 250). Die Winzer und Weinkellereien scheinen weniger zu florieren, die ersteren sind zweifellos in größter Not. Der Wein ist eben für ein verarmtes Volk ein zu teures Produkt geworden, auch nach der jetzt gestrichenen Weinsteuer, die 15% des Verkaufspreises ausmachte. Zu teuer auch in den wirklich „billigen" Angeboten der Weinkellereien, erst recht zu teuer in Weinlokalen mittleren Ranges, wo man das Doppelte und mehr des direkten Angebotes zu zahlen hat. Die Spannen sind auch hier zu groß. Die Not der Winzer beruht auf Veränderungen in der sozialen Schichtung des deutschen Volkes als Folge der Inflation und auf der ungünstigen klimatischen Lage des Weinbaus, die immer ein nur unsicheres Ernteergebnis an Menge und Qualität erwarten läßt. Es ist ein betrübender Anblick, wie er sich mir einmal in Baden bot: eine weinende Winzerin im Herbst vor ihrem Grundstück, das für all die unsagbare Jahresmühe kaum einige Trauben bot. Eine solche Verschwendung an Produktionskosten und Arbeitskraft können wir uns heute einfach nicht mehr leisten. Die Winzer kämpfen mit ihren Forderungen aufgeregt gegen das Gemeindebestimmungsrecht, das den Weinbau in Zukunft unmöglich machen soll. So bei einer gewaltigen Demonstration der rheinischen Winzer im März zu Mainz. Aber wie menschlich nahe einem die soziale Lage dieser Leute geht, ist es doch ganz unmöglich, sich dadurch vor einer so wohltätigen und so bescheidenen Maßnahme wie das Gemeindebestimmungsrecht zurückhalten zu lassen. Seine Verhütung würde auch gar nichts helfen; denn die Not ist über den Weinbau gekommen, ohne daß es bestand; ihre Ursache ist, daß sich Aufwand und Ertrag eben nicht mehr lohnen. Es scheint mir nur der Ausweg zu bleiben, daß ein großer Teil der bisher mit Wein bebauten Flächen zur Obstkultur verwendet und so der Ertrag an Obst gesteigert wird, das ja heute so teuer geworden ist, daß sich nicht alle Volksschichten der Köstlichkeit deutscher Früchte erfreuen können.

Die Lage der Winzer hat auch auf unser wirtschaftliches Verhältnis zu Spanien unheilvoll eingewirkt. Der Gruppe der Weinbauern ist es gelungen, die Kündigung eines unter größten Schwierigkeiten zustande gekommenen Handelsvertrags mit Spanien nach vierwöchentlicher Dauer durchzusetzen; ein für uns ungünstiges Provisorium trat an seine Stelle, das am 18. Mai abläuft. Wir stehen vor erneuten schwierigen Verhandlungen. Am 30. März fand in der Reichskanzlei eine Vorbesprechung zwischen den Vertretern der verschiedenen interessierten Berufsgruppen statt, ohne daß eine Einstimmigkeit hätte erzielt werden können. Es besteht die Gefahr, daß der Abschluß eines Handelsvertrags, der unsere spanische Ausfuhr fördert, wieder durch die Weinbauern unmöglich gemacht wird, indem sie auf spanische Weine einen für die Spanier nicht annehmbaren Schutzzoll fordern. Spanien nahm 1925 für 161,5 Mill. Mark deutsche Ware, 1,8% der deutschen Gesamtausfuhr auf. Davon sind 90% Fertigfabrikate im Werte von 140,3 Mill. Mark, was die Beschäftigung von 60 000 Arbeitern bedeutet. Eingeführt wurden aus Spanien Waren im Werte von 191 Mill. Mark. Also anscheinend passive Handelsbilanz mit Spanien, die aber dadurch, wie vermutet werden kann, aktiv wird, daß der Handelsverkehr mit Spanien und dessen Verkehr mit Südamerika durch deutsche Schiffe getragen, also durch deren Leistung die Handelsbilanz aktiv wird. Es dürfte kaum angängig sein, um den ohnehin auf unsicherer Basis ruhenden Weinbau zu schützen, das Interesse der gesamten Volkswirtschaft zu gefährden. Jedenfalls ist die Entscheidung schwierig und bedarf der verantwortungsvollen Abwägung.

*

Von der englischen Kohlenkrise sprachen wir schon wiederholt (vgl. Sp. 349 f.). Inzwischen liegt der Bericht der königlichen Kommission vor. Er ist ein Kompromiß zwischen Bergwerksbesitz und Arbeiterschaft und bietet sehr interessante, auch historische Einzelheiten, auf die hier nicht eingegangen werden kann. Als Ursachen der Krise werden genannt: 1. weltwirtschaftliche Verschiebungen, in die England mit hineingezogen ist; 2. die Konkurrenz anderer Staaten, die bis zum Kriege Käufer englischer Kohle waren, so Frankreich, Spanien, Italien und Südamerika, besonders aber die Konkurrenz Deutschlands; 3. die Depression der englischen Industrie, die heute nach industrieller Verselbständigung der Kolonien nicht mehr so viel ausführen kann; 4. die Verdrängung der Bunkerkohle durch Öl als Mittel zur Schiffsheizung. — Gründe rein englischer Natur sind die verschwenderische Verbrennung von Rohkohle und mangelnde Ausnützung der in ihr lagernden chemischen Produkte und Wärmeenergien. Jährlich würden schätzungsweise 3 Mill. Tonnen Ruß in die Luft strömen, mit ihm eine ungeheure Menge von kostbaren Nebenprodukten, vor allem flüssiger Brennstoff in Form von Öl, das dann doch eingeführt werden muß. Über eine Million Arbeiter haben drei Tage im Jahre nur zu arbeiten, um diese im Ruß verflüchtigenden Mengen zu erzeugen. — Die Gewinnung neuer ergiebiger Gruben ist notwendig, wozu die Kommission ein Programm vorgelegt hat. — Ein anderer Grund ist die Zersplitterung des Bergwerkbesitzes. Es gibt 1400 Unternehmungen, davon solche, die weniger als 50, und solche, die mehr als 3000 Arbeiter beschäftigen. Einige produzieren die Tonne Kohle mit einem Kostenaufwand von 12, andere mit einem Kostenaufwand von 30 sh. Infolgedessen ist der Verkaufspreis und die Rentabilität gänzlich verschieden. Während die Einen in schwierigen Verhältnissen immer noch einen Profit von 5 sh für die Tonne erzielen, arbeiten die Andern selbst in günstigen Verhältnissen mit Verlust. Eine ganz erstaunliche Verwirrung und Regellosigkeit als Folge der freien Wirtschaft! Die Kommission ist der Überzeugung, daß der englische Kohlenvorrat noch 6 bis 7 Jahrhunderte vorhält. Gefordert wird Konzentration und Verschmelzung der Betriebe zwecks rationeller Bewirtschaftung, Stillegung unrentabler Zechen, Aufkauf aller abbauwürdigen Kohlenvorkommen durch den Staat. Es heißt: „Die Kommission ist der Überzeugung, daß jede unparteiische Untersuchung zu dem Ergebnis kommen müsse, das Privateigentum an Mineralien als gegen die Interessen des Staates verstoßend zu erklären." Weiter wird gefordert die Anwendung wissenschaftlicher Methoden bei Gewinnung und Verbrauch der Kohle; endlich Einigung von Kapital und Arbeit hauptsächlich in der Arbeitszeit- und Lohnfrage, Festsetzung des Lohnes nach Bezirken, der zur Zeit in den einzelnen Gebieten für die Schicht zwischen 13 und 8,9 sh schwankt. — Interessant ist die Feststellung, daß die Kohlenkrise schon 1923 fällig war, aber durch die Ruhrbesetzung infolge künstlicher Blüte auf 1925 verschoben wurde.

Baldwin fordert nun zuerst eine Einigung zwischen Kapital und Arbeit in der Lohnfrage: vorher rühre er keinen Finger, um die Umorganisation des Bergbaus in Angriff zu nehmen; denn Mißverhältnisse auf diesem Gebiet würden den Wert einer Durchorganisierung in Frage stellen und deren Opfer nutzlos machen. Bis jetzt (Mitte April) ist eine Einigung noch nicht erfolgt, im Gegenteil, die Verhandlungen zwischen Grubenbesitzern und Arbeitern sind auf dem toten Punkt angelangt, und es besteht auf beiden Seiten volle Entschlossenheit, keinen Finger breit nachzugeben. Dabei soll vom 1. Mai an die Staatssubvention wirklich fallen. Was dann werden mag, weiß heute Niemand. Werden die Zechen stillgelegt? Bricht der verheerende, gefürchtete Streik doch aus? Man sagt, im äußersten Fall würde die englische Regierung sich doch zur Weitergewährung der Staatssubvention in verschleierter Form herbeilassen.

Die englische Kohlenkrise ist eine der furchtbarsten Erscheinungen der Wirtschaftsgeschichte und die Folge einer Wirtschaftsweise, welche die Trennung von Kapital und Arbeit wesensnotwendig in sich trägt. Und so wird eine eigentliche Lösung des Problems auf der bestehenden Basis unmöglich sein; bestenfalls gibt es einen erneuten Groll erzeugenden Kompromiß. (Am 30. 4. wurden die Verhandlungen abgebrochen und der Bergarbeiterstreik ist da.)

*

Große Mühe macht auch die Ratifizierung des Washingtoner Abkommens, das im Herbst 1919 geschlossen wurde und immer noch seiner Verwirklichung harrt. Es besagt kurz, daß die beteiligten Staaten übereinkommen, in gewerblichen Betrieben die achtstündige tägliche Arbeitszeit als Maximalarbeitszeit gesetzlich festzulegen, bestimmte notwendige Ausnahmen zugestanden. Von einem „starren" Achtstundentag kann bei diesem Abkommen nicht, wie so oft behauptet wird, die Rede sein. Trotzdem haben sich die großen Industriestaaten noch nicht entschlossen, das Abkommen zu ratifizieren, angeblich, weil eine ganze Anzahl von Bestimmungen unklar sei und verschieden ausgelegt werden könne. Die volkswirtschaftliche Konkurrenz fürchtet im andern Lande eine ihm selbst schädliche Handhabung. Besonders umstritten war der Artikel 14, der lautet: „Die Bestimmungen dieses Übereinkommens können in jedem Lande durch die Regierung im Falle eines Krieges oder anderer Ereignisse, welche die Landessicherheit gefährden, außer Kraft gesetzt werden."

Auf Einladung der britischen Regierung fand in den Tagen vom 15. bis 19. März in London eine Konferenz der Arbeitsminister von Deutschland, England, Frankreich, Belgien und Italien statt, die Vereinbarungen über die Auslegung der einzelnen Artikel traf. Um gleich bei dem Artikel 14 zu bleiben: man war sich (von Seiten Englands bloß vorläufig) darin einig, daß von ihm „nur im Falle einer Krise Gebrauch gemacht werden darf, die die nationale Wirtschaft so stark betrifft, daß die Lebensmöglichkeiten der Bevölkerung bedroht sind", nicht in Wirtschafts- oder Handelskrisen, die einzelne Wirtschaftskreise betreffen. Sonst wurde vereinbart, daß der Dienst bei Post, Telegraphie und Telephonie nicht unter das Übereinkommen falle, wohl dagegen die Arbeit bei den Eisenbahnen. Unter Arbeitszeit ist zu verstehen die Zeit, in der der Arbeitnehmer dem Arbeitgeber zur Verfügung steht. Der Begriff der Arbeitsbereitschaft darf nicht zu weit ausgedehnt werden. Der Mindestbetrag für Lohnzuschlag von 25% auf Überstunden ist zwingend. Es folgen dann noch Vereinbarungen über Verteilung der Arbeitszeit auf die Wochentage und über Nachholung ausgefallener Arbeitszeit, mit welch letzterer die Gewerkschaften recht unzufrieden sind; es scheint ihnen darin das im Washingtoner Abkommen leitende Prinzip, den Achtstundentag als Maximalarbeitstag zur Wirkung zu bringen, nicht festgehalten.

Auf der Grundlage dieser internationalen Vereinbarungen soll in Deutschland nun ein Arbeitszeitgesetz ausgearbeitet und vorgelegt werden. Die Gewerkschaften verlangen vor der Festlegung seine öffentliche Diskussion in der Befürchtung, daß mächtige Industriekreise im Geheimen gegen sie gerichteten Einfluß darauf ausüben würden.

Marburg Georg Wünsch

Wöchentliche Chronik

Das Exekutivkomitee der Stockholmer Weltkonferenz trat am 7. Mai in Amsterdam zusammen; die Fortsetzungskommission wird vom 24. bis 30. August in Bern tagen.

Pfarrer Bleier in Berlin hat wegen seines Eintretens in der Öffentlichkeit für die entschädigungslose Enteignung der Fürstenvermögen von seinem Superintendenten eine Aufforderung zum Bericht erhalten *).

Der Evangelische Bund hat eine Kundgebung gegen die Fürstenabfindungspläne erlassen. — Auf Anfrage eines Katholiken bei Bischof Antonius in Regensburg, ob er mit seiner Einzeichnung zum Volksbegehren gegen die Fürstenforderungen sich gegen ein Gebot Gottes oder der Kirche vergangen habe, kam laut „Regensburger Echo" folgende Entscheidung: „Euer Wohlgeboren beehre ich mich im hohen Auftrage Seiner Exzellenz des hochwürdigsten Bischofs Antonius auf Ihr Schreiben vom 12. d. M. zu erwidern, was hochdieselbe als Randnote bemerkte: „Bei allen Handlungen kommt es auf den Gewissensstandpunkt an. Das Urteil aber steht bei Gott." FB 285

Der Verein der Freidenker für Feuerbestattung zählte am 31. Dezember 1925 361 742 Mitglieder; die Zunahme im 1. Vierteljahr 1926 betrug 13 343. Das Organ der Freidenker erscheint in 280 000 Exemplaren. Der Verein verfügt über ein Reinvermögen von 1 100 000 Mark, er besitzt ein Haus in Berlin, ein Sägewerk mit Tischlerei und eine Wäschenäherei. Das Mitglied des Aufsichtsrats und der Arbeitsgemeinschaft Rieger hat seine Ämter niedergelegt und begründet das damit, daß der Verein in rücksichtsloser Weise von der SPD bei allen Maßnahmen und Forderungen zurückgewiesen sei.

Seit dem 1. April erscheint eine Sonderausgabe des Protestantenblattes für Hannover.

Der Württembergische Oberkirchenrat hat Abendmahlsfeiern mit unvergorenem Wein und bei besonderen Feiern genehmigt; bei den regelmäßigen Abendmahlsfeiern nur, wenn der Gemeindekirchenrat zustimmt und die Teilnehmer am Schluß ihrer Gruppe gehen.

Der Landespreßverband in Sachsen hat 750 Berichte und 180 Originalartikel über Stockholm, 220 über Oslo verbreitet. Das Stammgemeindeblatt wird in 68 Gemeinden von 50 000 Lesern gelesen (15 und 22 000 mehr als im Vorjahre); 275 sächsische Gemeinden haben ein eigenes Gemeindeblatt.

Die Nederlandsch Hervormde Kerk in Holland hat 270 Pfarrvakanzen; es stehen nur 17 Kandidaten zur Verfügung, 18 Pfarrer haben 1925 freiwillig den Abschied genommen. Als Ursache wird der Krieg angegeben. Als Gegenmaßnahme wird empfohlen, Frauen die volle Zulassung zum Pfarramt einzuräumen.

Die freisinnigen Protestanten in Holland haben eine Radio-Propagandaveranstaltung ins Leben gerufen, die zu einer festen Vryzinnig-Godsdienstige Radio-Organisatie führen soll.

Die Reformierte Kirche Frankreichs hatte am 1. April 1926 ein Defizit von 150 000 Franken. Das Jahresgehalt eines Pfarrers beginnt zur Zeit mit 5000 Franken, d. h. monatlich 60 Mark.

In Paris richtet die Heilsarmee ein Palais de la femme mit 743 Schlafräumen für alleinstehende Frauen und Mädchen ein.

Die Christengemeinschaft hat eine Arbeit in England angefangen.

Der Inhaber einer der größten englischen Reisefirmen Henry Lunn hat sein ganzes Vermögen mit Ausnahme einer jährlichen Rente von 500 Pfund für die Förderung kirchlicher Einigungsbestrebungen und internationalen Friedens vermacht. Die Stiftung verfügt jetzt schon über die größere Hälfte des Vermögens. Lunn macht jetzt eine Reise um die Welt, um für die Idee einer kirchlichen Annäherung zu wirken.

An der Jahresversammlung des Nationalen Freikirchenrats in England, die in Llandrindod in Wales abgehalten wurde, nahmen die deutschen Professoren Deißmann-Berlin, Dibelius-Heidelberg, Hermelink-Marburg und Vollrath-Erlangen teil. Die englische Presse verzeichnet mit besonderer Genugtuung die beiden Reden, die Professor Deißmann und Paul Fuzier, Präsident der Amitiés françaises á l'étranger gehalten haben, und in denen sie den beiderseitigen Willen ihrer Länder zur Verständigung zum Ausdruck brachten.

Don Jaime Torrubiano, Professor des Kanonischen Rechtes an der Theologischen Fakultät in Madrid, wurde vom Bischof von Madrid exkommuniziert, weil er in der Öffentlichkeit gegen den Klerikalismus und die kirchliche Bürokratie und für Toleranz gegenüber den Protestanten eingetreten ist.

Die Vereinigung reisender christlicher Kaufleute Schwedens hat von der Mehrzahl der Hotelbesitzer Stockholms die Erlaubnis bekommen, in allen Zimmern Bibeln zum Gebrauch der Gäste auszulegen.

Die evangelische Kirche in Krojanten (Kreis Konitz) ist von den polnischen Behörden dem katholischen Pfarrer übergeben worden. Proteste des Konsistoriums waren vergebens.

Superintendent Gregor wurde zum Generalsuperintendenten der Kirche des Memellandes gewählt. Die Wahl des Konsistoriums und des Generalsuperintendenten wurde sofort von dem anwesenden Präsidenten des Landesdirektoriums bestätigt.

Das Konsistorium in Kowno hat den Pastor Wiemer in Tauroggen wegen Verletzung seiner geistlichen Pflichten seines Amtes entsetzt. Auf die Beschwerde Wiemers hob der litauische Innenminister die Entscheidung des Konsistoriums auf. Aus den Anhängern Wiemers wurde ein neues Konsistorium gewählt mit dem bekannten früheren Pfarrer Dr. Gaigalat als Präsidenten, das von der litauischen Regierung bestätigt, von einer Pastorenkonferenz jedoch einstimmig abgelehnt wurde. Rb 85

Der estländische Kirchentag hat im Bekenntnisparagraphen „das unveränderte evangelisch-lutherische Bekenntnis ohne Zusätze und Abschwächungen als Grundlage der Kirche" angenommen. Jeder Kirchentag ist beschlußfähig unabhängig von der Zahl der Erschienenen. Eine Appellationsbehörde, die über dem Konsistorium steht, wird direkt vom Kirchentag gewählt. Die Einzelgemeinde kann aus der Gesamtkirche nur ausscheiden, wenn der Beschluß auf einer Gemeindeversammlung, auf der $^3/_4$ der stimmberechtigten Gemeindemitglieder anwesend waren, mit $^2/_3$ Mehrheit gefaßt ist. Wegen der deutschen Gemeinden äußerte der Kirchentag sein Einverständnis, daß sie sich außerhalb der estnischen Volkskirche selbständig organisieren, wenn sie dies wünschen. Die Deutschen haben sich von den letzten Sitzungen des Kirchentages ferngehalten.

Das allorthodoxe Ökumenische Konzil auf dem Athos ist in Frage gestellt, weil die Türken dem ökumenischen Patriarchen und seinen Bischöfen die Wiedereinreise nach der Türkei untersagt haben, der stellvertretende russische Patriarch Sergios vom Sowjet verhaftet und der eigentliche Inhaber der Stellung Metropolit Peter in ein weiter nördlich gelegenes russisches Gefängnis abgeführt worden ist.

Die Angora-Regierung hat den Koran (was früher streng verboten war) übersetzen lassen und angeordnet, daß die Gebete und der Koran künftig nicht mehr arabisch, sondern türkisch vorgetragen werden sollen; der Predigt soll besondere Aufmerksamkeit gewidmet werden. Die Gründung einer modernen theologischen Akademie ist in Vorbereitung.

Die ägyptischen Ulemas haben für den 13. Mai eine Kalifatskonferenz nach Kairo einberufen, die ein Kalifat von ordnungsmäßig einberufenen Vertretern der ganzen mohammedanischen Welt an Stelle eines persönlichen Kalifen schaffen soll. Der König von Hedschas hat zu einem mohammedanischen Kongreß im Hedschasgebiet eingeladen. Das Zentralkomitee des Kalifats, das Organ der Mohammedaner Indiens, beschloß die Einladung anzunehmen.

In New York gibt es mehr als 60 italienische protestantische Kirchen und Missionen, vor 35 Jahren nur eine. Eine Theologenschule in New York hat 40 frühere Priester oder übergetretene Mönche aufgenommen.

Ein Urteil des amerikanischen höchsten Gerichtshofes hat den in mehr als 1000 Schulen an Werktagen an Stelle anderer Stunden eingeführten Religionsunterricht für ungesetzlich erklärt. In New York ist Religionsunterricht in der Kirche an Stelle einer Schulstunde gestattet worden. Es wird jetzt geplant, ein ganzes System von christlichen Schulen vom Kindergarten bis zur Universität zu errichten.

Von Personen. Berufen: Professor Lic. Sommerlath, Leiter des Leipziger Missionsseminars, als Professor der Systematik auf den Stuhl von Althaus in Leipzig; Auguste Gampert, Professor an der Fakulté libre von Lausanne, für Eduard Montet als Professor für Altes Testament nach Genf. Angenommen hat D. Schomerus die Professur der Missionswissenschaft in Halle, Cordier die praktische Professur in Gießen. Umhabilitiert: Lic. Erich Fascher für Neues Testament und hellenistische Religionsgeschichte von Göttingen nach Marburg. Promoviert: zum D. Professor Rendtorff in Preetz von Rostock; Fräulein Elsa Brandström in Kamenz von Königsberg; Professor Karl Pröhle in Oldenburg von Leipzig; Pfarrer Paul Chappuis in Etoy von Lausanne. Gestorben: Professor D. Ernst Thrändorf in Auerbach, Ellen Key. E St

*) Das Schreiben lautet: „Verschiedene Presseäußerungen gehen dahin, daß Ihre Hochehrwürden in der Öffentlichkeit sowohl für die entschädigungslose Enteignung der Fürstenvermögen als auch gegen das sogenannte Gemeindebestimmungsrecht auftreten. Ich erbitte mir dazu recht baldige Äußerung." Es heißt: „gegen"; manche Zeitungen brachten die Lesart „für". FB 271 und 300. D H

Verschiedenes

Freunde der evangelisch-christlichen Einheit

Pfarrer Rambaud hatte die deutschen und französischen Freunde der evangelisch-christlichen Einheit zu einer Tagung vom 6. bis 9. April nach Homburg v. d. Höhe eingeladen. Die Zahl der Teilnehmer — Geistliche und Laien — war gegen die früheren Konferenzen beträchtlich gewachsen. Gewiß hat die Bewegung durch den Weltkirchentag in Stockholm neue Kraft gewonnen; aber man konnte leicht feststellen, daß eine beträchtliche Anzahl der

Freunde aus beiden Völkern Christoph Blumhardt als einen Führer zur Einheit in Christo persönlich gekannt und geschätzt haben oder von der Gedankenwelt und den Stimmungen berührt sind, die zuerst in Bad Boll vom ewigen Kommen des Reiches Gottes Zeugnis gaben.

Die deutschen Besucher stammten meistens aus Baden, Hessen, der Rheinprovinz; aus dem Osten kam der Führer des deutschen Zweiges, Bischof Jenssen aus Herrnhut. Unter den Franzosen trat besonders Professor Monnier von der evangelisch-theologischen Fakultät Paris hervor.

Die Versammlung wurde von Pfarrer Rambaud mit nie ermüdender Freundlichkeit und seinem Verständnis für die besonderen Schwierigkeiten einer solchen Zusammenkunft geleitet. Als Tagungsraum diente der Konfirmandensaal der Erlöserkirche.

Professor Monnier bot einen sehr interessanten Vortrag über den Katholizismus in Frankreich. Noch immer sendet Frankreich viele Missionare und Ordensschwestern zu den entferntesten Völkern. Auch das innere Leben der katholischen Kirche hat an Tiefe gewonnen; eine Gruppe kämpft gegen das schlechte Buch, das schmutzige Bild; eine andere (la Croix d'Or) wendet sich gegen den Alkoholgenuß, was in einem ausgesprochenen Weinland viel besagen will. Ein Jahrbuch faßt regelmäßig alles Wissenswerte zusammen. Die meisten Mitglieder der Academie Française unterhalten enge Beziehungen zur Kirche. Für alle Arten von Schulen (St. Cyr, Ecole Polytechnique etc.) werden feierliche Eröffnungs- und Schlußgottesdienste gehalten. Es gibt ferner eine Vereinigung für christliche Kunst. Das Mysterienspiel wird eifrig gepflegt. Die katholische Kirche verstand es, einen Teil der Staatsarbeiter und der Handlungsgehilfen zu organisieren. Besondere Streitpunkte im Kampf mit dem Staat sind die Schulen im ehemaligen Reichsland, die Vertretung beim Vatikan, das Verbot der Kongregationen, die Frage des kirchlichen Besitzes. Die Interessen der römischen Kirche werden in erster Linie von dem Katholischen Volksbund des Grafen Castelnau vertreten, der auf etwa ein Sechstel der Wähler zählen kann. Die Schwäche des französischen Katholizismus ist der Mangel an Geistlichen. 7000 Pfarreien sollen unbesetzt sein. Schuld daran ist vor allen Dingen das geringe Einkommen des niederen Klerus. Es ist bisher nicht gelungen, eine jährliche Umlage von 3 Franken je Gemeindeglied durchzuführen. Kommunisten und katholische Kirche stehen sich im Kampf gegenüber....*)

Evangelisch-Sozialer Kongreß in Saarbrücken.

Zum ersten Male unter Leitung seines neuen Vorsitzenden, des Reichsgerichtspräsidenten Dr. Simons wird der ESK vom 25. bis 27. Mai in Saarbrücken tagen. Es braucht nicht gesagt zu werden, wie sehr der Tagungs-Ort die Freunde des Kongresses zum Kommen verpflichtet. Wünsch spricht über „die Möglichkeit der Beeinflussung wirtschaftlicher Vorgänge von sittlichen Grundsätzen aus", Zimmermann (Hamburg) und Frau Krukenberg (Kreuznach) behandeln auf Grund einer Umfrage „die Lebens- und Arbeitsverhältnisse der erwerbstätigen Jugend". Im Eröffnungsgottesdienst predigt D. Wolff (Aachen). Für den Volksabend hat Baumgarten zugesagt. Geschäftsstelle des ESK Leipzig N 22, Ulanenstraße 4. R

Bund für Gegenwartchristentum. Der Herr Generalsekretär des Bundes, Kirchenrat Stier in Jeßnitz, schreibt uns:

Vor unserer Herbstversammlung in Köln werden wir wieder einige Provinzialversammlungen haben. Die Besucher des Evangelisch-Sozialen Kongresses in Saarbrücken haben Gelegenheit, an einer Versammlung in Neustadt a. d. Haardt vom 27. bis 29. Mai teilzunehmen. Wir gehen damit zum ersten Male in die Pfalz, die uns sehr freundlich willkommen heißt. Der Wissenschaftliche Predigerverein verbindet seine Jahresversammlung mit unserer Tagung, außerdem laden noch die Theologische Arbeitsgemeinschaft, der Protestantenverein und die Ostasien-Mission nach Neustandt ein. Den Hauptvortrag am 28. hält D. Titius über das Thema: „Der angelsächsische Aktivismus und Luther"; am Nachmittage spricht Studienrat Ebert über „Jesus im Urteil der Gegenwart". Am Tage darauf ist noch Gelegenheit zu einem Ausflug nach der Marburg; Anmeldungen an Professor Conrad Neustadt. Eine mitteldeutsche Tagung werden wir diesmal vom 26.—28. Juni in Cöthen haben. Hier laden der Bund Freie Volkskirche in der Provinz Sachsen und die Freunde evangelischer Freiheit in Anhalt und Braunschweig ein. Geibel predigt, Schlemmer spricht über „den Arbeitsschulgedanken im Religionsunterricht", Studienrat Dr. Voigt aus Görlitz, Spezialist auf diesem Gebiete, über „Die Religion Gerhart Hauptmanns". Am Abend vorher ein Kirchenkonzert des rühmlichst bekannter Cöthener Bachvereins, am Tage darauf eine geschlossene Führertagung. Anmeldungen an Kreisschulrat Bethge in Cöthen. Wir hoffen zwar, daß eine große Zahl unserer Freunde nach Köln kommen wird; die es aber nicht möglich machen können, sollten sich um so mehr Neustadt oder Cöthen nicht entgehen lassen. (In Köln wird am 5. Oktober D. Dibelius von Heidelberg sprechen über: „Die Unbedingtheit des Evangeliums und die Bedingtheit der Ethik." D H) E St

*) Wir brechen den Bericht hier ab, da wir soeben einen ausführlicheren erhalten und diesen in nächster Nummer bringen werden. D H

Kleine Mitteilungen. Herr D. Traub hat eine seltsame Art, seinen früheren Freunden Aufmerksamkeit zu beweisen. So war er imstande, seinem Nachfolger, dem Pfarrer Tribukait in Dortmund, in seinen „Eisernen Blättern" folgende Notiz zu widmen: „In der Reinoldikirche in Dortmund ist am Volkstrauertage von dem amtierenden Pfarrer Eberts ‚in Ehrfurcht' gedacht, jenes Revolutionärs, durch dessen Zusammenwirken mit Scheidemann, Erzberger usw. unsre Gefallenen um die Frucht ihres Opfertodes gebracht sind. Diese Herabwürdigung des Gotteshauses (!) hat mir als altem Reinoldipfarrer besonders weh getan." Bekanntlich fiel der Volkstrauertag mit dem Todestage Eberts zusammen. Auf vielen Kanzeln wird man daraus die naheliegende Folgerung gezogen haben. Pfarrer Tribukait hat wörtlich Folgendes gesagt: „Haben wir nicht zukunftsverheißende Anzeichen und Vorzeichen? Ist unsere Kultur und unser Staatstum denn wirklich in dem Strudel der Revolutionswirren versunken? Daß ich nur an zwei Männer erinnere, die seit jenem Zusammenbruch an der Spitze des Staates gestanden! Der erste Reichspräsident, dessen Todestag sich heute gerade jährt, und dessen wir darum wohl auch in dieser Stunde in Ehrerbietung gedenken dürfen, ein Mann aus dem Volke, mit seinen politischen Idealen nach links orientiert — von dem Augenblick an, wo er sein Amt angetreten, war er ehrlich und fest bestrebt, dem Vaterland, dem ganzen Volk zu dienen. Und unser jetziger Reichspräsident ..." D. Traub schickte zehn Exemplare des betreffenden Hefts seiner „Eisernen Blätter" an das Presbyterium. Dieses hat „nach erfolgter Prüfung der Sache" Traubs Vorwürfe „als unbegründet zurückgewiesen" (vgl. Sp. 413).

Recht schlimm liegt doch ein zweiter Fall. In Nr. 15 seiner „Eisernen Blätter" schreibt D. Traub: „Professor Dr. Rade-Marburg mutet den Fürsten als früheren Landesbischöfen der evangelischen Landeskirche ‚Opfersinn' zu. Wenn sie den nicht hätten, sollte man sie zur Buße rufen. Das schreibt ein theologischer Universitätsprofessor!" (Von uns gesperrt.)

So liest D. Traub, was seine früheren Freunde schreiben. Es ist einfach nicht wahr, was er mir da nachsagt. Er soll doch noch einmal lesen, was ich Nr. 4 Sp. 204 geschrieben habe. Der D. Traub heute nahestehende „Reichsbote" (Nr. 66 vom 19. 3.) hat mich zu meiner Freude gut verstanden, warum nicht D. Traub? Ich habe mich zur Sache der Fürstenabfindung überhaupt nicht persönlich geäußert!

Wenn ich es nun doch tun soll, so möchte ich als das, was mir besonders auf der Seele liegt, Folgendes sagen. Zu den Gütern, die ein Volk haben und hüten muß, wenn es gesund sein will, gehören die Pietätswerte. Pietät gegen unsre Vergangenheit, in allen Formen, auch gegen unsre Fürstengeschichte. Durch die Art, wie heute die Fürstenabfindung betrieben und erörtert wird, leidet unser Volk Schaden. Aber die Schuld liegt nicht nur bei denen, die Ansprüche bekämpfen, sondern auch bei denen, die Ansprüche erheben und verteidigen. Es ist von dem Pietätswert, den ich meine, heut unwiederbringlich viel zerschlagen. Man sollte, gerade von Seiten der Fürstentreuen, so eifrig wie möglich den Kompromiß betreiben. Denn wenn die Ansprüche alle ihre Erfüllung finden sollten, wird jener Pietätswert in unserm Volke vollends in Trümmern gehn. Die Zeit ist schwer, und das würde unser Volk nicht verstehn. —

Ein schmerzlicher Druckfehler ist in Zeile 2 der Andacht von Nr. 8 übersehen worden. Statt „mit" muß es heißen „nicht". Damit ist die ganze Pointe, die ganze Stimmung dieses Eingangs hin. Ich bitte in den erreichbaren Exemplaren zu verbessern: „Es war in den Tagen des Kriegs, als eben jedes Haus seinen Toten hatte, daß aus einer Familie, die nicht betroffen war, das Wort fiel ..." R

Versammlungskalender

Mai	8.—11.	Gesamtverband Evangelischer Arbeiterinnenvereine Nürnberg
	25.—27.	Evangelisch-Sozialer Kongreß Saarbrücken
	26.—28.	Bund für Gegenwartchristentum Augustusburg
	27. 28.	Derselbe Neustadt an der Haardt
	29.—1. Juni.	Deutscher Evangelischer Frauentag Darmstadt
	31.—4. Juni.	Kontinentaler Verband für Innere Mission Amsterdam
Juni	1.—11.	Jungpfarrerzeit Elmau
	3.	Theologische Konferenz Gießen
	26.—29.	Zweiter rheinischer evangelischer Kirchentag Essen
Juli	19.—21.	Internationaler Kongreß gegen Alkoholismus Dorpat
	22.—25.	Bund Deutscher Jugendvereine (BDJ) Köln
August	13.—20.	Internationaler Versöhnungsbund Oberammergau
September	9.—13.	Evangelischer Bund Dresden
	26.—29.	Ostasienmission (AEPMM) Neustadt an der Haardt
Oktober	4.—6.	Gustav Adolf-Verein Düsseldorf
	5.—7.	Bund für Gegenwartchristentum Köln
	6.—9.	Allgemeiner Deutscher Frauenverein Köln
1927 Juli 31. — August 21.		Glaube und Verfassung (faith and order) Lausanne

Verantwortlich: Vikar Hans Schimmelpfeng, Marburg a. L.

Eine deutsche Geschichte großen Stils

Albert von Hofmann

Politische Geschichte der Deutschen

4 Bände
Gebunden M 51.50, in Leinen M 60.–

Hier ist lebendige Geschichte im besten und stärksten Sinne des Wortes. Die Art, in der die große Aufgabe gelöst wird, entspricht der unabweisbaren Forderung, unsere Geschichte vom Standpunkt des nationalen, politisch eingestellten Deutschen zu sehen und die Beziehungen zwischen uns und unserer Vergangenheit herzustellen. Deutsche Rundschau.

In Albert von Hofmann steigt uns Deutschen ein Geschichtschreiber großen Formats und eigenwilligen Stils empor. Dr. H. van Loot in der Kölnischen Zeitung.

Ausführlicher Prospekt kostenlos
In allen Buchhandlungen erhältlich

Deutsche Verlags-Anstalt / Stuttgart-Berlin-Leipzig

Mit der Aprilnummer begann der 8. Jahrgang der

Monatsschrift

Neuwerk

Ein Dienst am Werdenden

herausgegeben von
H. Schafft und W. Wibbeling

Jährlich 12 Hefte
Preis vierteljährlich 1.50

Inhalt des Heft 1, Jahrgang 8:

Zur Frage des Gemeindebestimmungsrecht von Werner Kruckenberg / O Herr, mein Gott, wo bist du? von Heinrich Lersch / Sehnsucht und Erfüllung von Alexander Münch / Einige Gedanken zum § 218 von Heinrich Schultheis / Dorfkirchentag in Berlin am 23. und 24. Febr. von H. Schafft / Tagebuch / Buch und Bild

*

Das Blatt sucht Leser, die sich im „Dienst am Werdenden" mitverantwortlich fühlen.

*

Probehefte stehen auf Wunsch kostenlos zur Verfügung

Neuwerk-Verlag Schlüchtern / Habertshof

Die
Liturgischen Blätter

haben sich während der Osterzeit in Stadt und Land bewährt.

Das soeben erscheinende

Heft 4 / Preis M. 1.60

bietet die

Liturgien für den Pfingstkreis.

Die Blätter sind bemüht, allen berechtigten Ansprüchen der verschiedensten kirchlichen Kreise zu genügen. Außer für städtische Verhältnisse bieten sie besonders für Jugendgottesdienste und Gottesdienste auf dem Dorfe Anregung.

*

Inhalt von Heft 4:

Himmelfahrt (Hauptgottesdienst)
Christi Himmelfahrt (Frühgebet)
Pfingst-Vesper für den Pfingstsonnabend
Pfingstfeier
Pfingstfeier (für einfache Verhältnisse)
Pfingsten (Hauptgottesdienst)
Pfingstgottesdienst in einer Dorfgemeinde
Pfingstfest (Frühgebet)
Pfingst-Jugendgottesdienst
Frühlingsmorgen (Eine Jugendfeier in der Natur)
Frühlingsmette
Litanei für das Trinitatisfest

Dazu für jeden Entwurf die
„Liturgischen Blätter für die Gemeinde"

Leopold Klotz Verlag / Gotha

Das Geschenkbuch

Prof. Wilh. Bithorn

Einblicke und Ausblicke

Beiträge zur Lebenskunde

gr. 8°, 176 Seiten, holzfreies Papier, schön kart. **M. 2.50**, auf stärkerem Papier, gebunden in Ganzleinen **M. 4.50**.

Einbandentwurf Karl Grosse-Halle

Das Hausbuch

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen oder direkt vom Verlag

Ernst Schnelle, Bad Pyrmont-Merseburg/Saale.

Arbeitsfreudige jg. Mädchen (18—35 J.) mit guter Schulbildung werden zur Ausbildung als **Schwestern für Heil-, Erziehungs-, Krankenanstalten** und **Frauenkliniken** gesucht. Staatsanstellung, gutes Gehalt, Pensionsberechtigung. Aufnahmebedingungen w. versendet.

Staatliches Schwesternhaus Arnsdorf, Bez. Dresden

Geh. Reg.-Rat D. Naumann.

„Den Lesern der Christlichen Welt"

empfiehlt sich

zur Besorgung aller in dieser Zeitschrift empfohlenen und angekündigten Bücher

als Freund und Leser des Blattes von Anfang an

Friedrich Jansa, Buchhandlung

Neudietendorf, Bez. Erfurt.

Ev. Schülerheim Martinstift

in Fild bei Mörs (Rheinland)

Seit 41 Jahren bestehend. Wieder-Eröffnung nach Neueinrichtung sämtl. Gebäude zu Ostern d. Js. 10 Morg. gr. Park. Spiel- und Sportplätze, Zentralheizung, fließ. Wasser in sämtl. Schlafräumen, Freibad, Brause- und Wannenbäder, gute Verpflegung, reichl. Einzelzimmer für Schüler der Obersstufe. Handwerkliche u. gärtn. Betätig. Liebev. Erziehung soll Elternhaus ersetzen. Musikunterr. auf Wunsch. Überwachung d. Schularbeit. Mäßiger Pensionspreis. Söhnen v. Geistlichen, Lehrern u. Beamten Ermäßigung. Angegliedert d. Gymnasium (mit realgymn. Ersatzunterricht bis U II) und der Aufbauschule i. E. Auskunft erteilt der Gymnasialdirektor zu Mörs.

Vorzugsangebot der von Prof. Lic. D. Glaue-Jena herausgeg. *Sammlungen des freien Christentums. Festpredigten:* Advent. Weihn. Silv. Neujahr. Passion. Karfreit. Ostern. Himmelf. Pfingsten. Trinit. Erntefest. Reform. Bußt. Totenf. Auß. Mission. Weihefeste. Kriegspred. *Kasualreden:* Grabreden. Schulandacht. Konfirmations-, Trau-, Taufreden. (Teilweise nur geringe Vorräte!)

Einzeln je M. 2.—; geb. M. 3.—, alle 22 Bände auf einmal nur M. 30.—; geb. nur M. 50.— auch gegen 3 Quartalsraten durch Krüger & Co., Leipzig 9, Liebigstr. 9. Theolog. Antiq.-Katalog gratis!

Versand

von schönen und billigen

kunstgewerblichen Holzarbeiten

auch Leuchter für kirchliche Zwecke

Siedlung Habertshof

Post Elm b. Schlüchtern.

Prospekt senden wir auf Wunsch kostenlos zu.

Das Heim der Freunde der Christlichen Welt

in **Friedrichroda**, Schreibersweg 6

bietet den Freunden und Gesinnungsgenossen der Christlichen Welt Sommer und Winter einen behaglichen Aufenthalt zu Erholung und Gemeinschaft. Gute Verpflegung, heizbare Zimmer.

Anfragen an die Hausmutter

Nach langem Leiden wurde uns am Sonntag Abend nun auch mein inniggeliebter Sohn, unser treuer Bruder

Joachim Schiele

stud. phil.

im Alter von 22 Jahren durch den Tod entrissen.

Berlin-Steglitz, 18. 4. 1926
Schützenstraße 4

Kathinka Schiele, geb. Heck
Georg Schiele, Dr. med.
Kurt Schiele.

Monatlich zwei Doppelnummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland vierteljährlich vier Mark, im Auslande vier Mark plus Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Doppelnummer 75 Pf. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 15 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 23182. Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 27. Mai

Dieser Nummer liegt bei: Prospekt **Adolf von Harnack** (Alfred Töpelmann Verlag, Gießen.) Um angelegentliche Beachtung wird gebeten.